XV.

Die Szuri's, die Kuli's und die Sclaven in Zanzibar.

Von E. Quaas [1]).

I. Die Szuri's.

Sobald nach den im November und December herrschenden Windstillen der für die von Norden kommenden Schiffe günstige Wind, der Nordost-Monsoon, zu wehen beginnt, langen die Szuri's auf ihren kleinen Fahrzeugen in Menge hier an. Bewohner der Südküste Arabiens, der überwiegenden Mehrzahl nach aus Macalla stammend, bringen sie die getrockneten Fische, Häute, die sie aus Benádir mitnehmen, und Salz auf den Markt nach Zanzibar. Hier bleiben sie während der ganzen Dauer des Nordost-Monsoons, und kehren erst im Monat April mit dem Beginn des Südwest-Windes wieder in ihre Heimath zurück, in welche sie hiesige Artikel, besonders Sclaven, importiren. Sie bilden also nur einen fluctuirenden Theil der hiesigen Bevölkerung; denn obgleich manche von ihnen hier ansäſsig sind, ist die Zahl dieser doch nur sehr klein. Ihre Beschäftigung ist der Handel; viele von ihnen gehen während des Monsoons nach den südlichen Gegenden und machen dort auf eigene Hand Geschäfte und zwar hauptsächlich in Sclaven, die sie in Kiloa billig einhandeln und hierher zum Verkauf bringen. Das Geld dazu wird ihnen, da sie selbst nichts haben, meistens von hiesigen Speculanten vorgeschossen, die ihnen vertrauen, und ihre Gutmüthigkeit oft genug zu bereuen haben; denn nicht selten kommt es vor, daſs sich der Szuri nicht wieder sehen läſst, oder seinen Dau verkauft und dann erklärt, er habe ihn verloren, kurz seinen Gläubiger auf eine oder die andere Art um die geliehene Summe betrügt. Viele verchartern auch ihre Fahrzeuge an hiesige Kaufleute; allein dann ist ebenfalls zu fürchten, daſs sie die ihnen anvertraute Ladung für ihre eigene Rechnung verkaufen und selbst verschwinden. Die hier ansäſsigen Szuri's sind in dieser Hinsicht jedenfalls zuverläſsiger; aber auch an sie kann kein Regreſs stattfinden, weil sie in den meisten Fällen zu den Leuten gehören, von denen nichts zu holen ist.

Treulos ihrem gegebenen Worte, wie beinahe alle Araber, Versprechungen im Ueberfluſs verschwendend, und ihre Grundehrlichkeit bei Allah und dem Barte seines Propheten beschwörend, kommen sie

[1]) Vergl. „Die Bewohner Zanzibar's. Von E. Quaas", in dieser Zeitschrift, N. F., Bd. VIII, S. 331 ff.

ihren eingegangenen Verpflichtungen nur in so weit nach, als es ihnen Vortheil bringt. Bei verfehlten Speculationen, die sie in Gemeinschaft mit Anderen unternommen haben, ihren eigenen Hals aus der Schlinge zu ziehen, und ihrem Partner bereitwillig den ganzen Verlust zu überlassen, ist bei ihnen, wie überhaupt bei allen hiesigen Kaufleuten im Verkehr mit den Europäern Sitte, und Vorstellungen über die Unrechtmäfsigkeit einer solchen Handlungsweise erwiedern sie einfach mit den Worten: „Du bist auch ein Europäer und ich nur ein Araber"; das heifst doch gewifs sich selbst schlecht genug behandeln! — Ihren Aufenthalt nehmen die Szuri's, welche nicht an Bord ihrer Fahrzeuge logiren, gewöhnlich bei ihren hiesigen Gastfreunden, die sie sich leicht genug zu verschaffen wissen. Sich durch kriechende Demuth und Schmeicheleien der niedrigsten Art bei reichen Leuten einzuschleichen, stets Besuche während der Essenszeit zu machen, sich auf alle mögliche Weise in den Haushalt einzudrängen, und als Erkenntlichkeit dafür zeitweilig als Nachläufer (*mfuásí*) zu fungiren, — das gilt bei ihnen nicht im Geringsten für unehrenhaft. Fleifsige Besucher der Moscheen und strenge Beobachter der äufserlichen Ceremonien ihres Glaubens, sind sie Spitzbuben im Grofsen wie im Kleinen. Niemals ist die Stadt so unsicher, niemals kommen so viele Räubereien vor, als zur Zeit des Nordost-Monsoons, wenn die Szuri's allenthalben die Stadt durchstreifen. Von heftigem, aufbrausendem Temperament, gerathen sie bei den leichtesten Veranlassungen in Feuer und Flammen und meistens beendet der Dolch oder das Schwert ihre Streitigkeiten. Man thut daher am besten, ihnen so weit als möglich aus dem Wege zu gehen, jeden Zusammenstofs mit ihnen zu vermeiden. Stark im Hafs und stark in der Liebe werden sie durch ein kleines Geschenk zu den eifrigsten Freunden und Vertheidigern ihres Wohlthäters; freilich kommen sie nachher sehr oft wieder, um sich von Neuem in ihrer Anhänglichkeit bestärken zu lassen. Stets höflich gegen Leute, die über ihnen stehen, gehen sie selten an Häusern, deren Herr vor der Thür auf seiner Berasa sitzt, vorbei, ohne demselben ihren Friedensgrufs *szalám aléikum* zuzurufen, selbst wenn sie sonst in gar keiner Verbindung mit ihm stehen; es stellt sich auf diese Weise, wie sie meinen, eine Art Bekanntschaft her, die sie später vielleicht einmal zu einer Bitte um ein kleines Darlehn berechtigt; denn darin sind sie nicht im mindesten blöde und selbst die geringste Gabe wird mit Dank von ihnen angenommen.

Ihre Kleidung besteht aus dem gebräuchlichen Lendentuche, über welches ein gelbes, bis auf die Knöchel reichendes Hemd gezogen wird; an den Füfsen tragen sie mitunter Sandalen, und auf dem Kopfe ein rothseidenes Tuch mit breiter gelber Kante und langen seidenen Trod-

deln, die am Hinterkopf bis auf die Schultern herabhängen. Dieses Tuch wird entweder dicht um den Kopf gelegt oder man läfst es, ähnlich wie das Kopftuch der italienischen Mädchen, oben eine breite Fläche bilden, die auf beiden Seiten und an der Stirn etwas übersteht. Auf das Tuch geben die Szuri's aufserordentlich viel; auch ist es, wenn es rein gehalten wird, in der That recht kleidsam; aber Reinlichkeit ist eben keine besonders hervorstechende Tugend dieser Leute, es giebt im Gegentheil kaum ein schmutzigeres Volk als sie. Die durch den Koran vorgeschriebenen körperlichen Waschungen werden in der Regel nur sehr oberflächlich vorgenommen; es bleibt stets nur beim Benetzen, und was die Kleider anbetrifft, so sind diese gegen das Ende des Monsoons von einer wirklich Abscheu erregenden Schmutzigkeit. Tag und Nacht auf dem Leibe, bei einem Klima wie das hiesige Monate lang ungewaschen, haben sie einen widerlichen Geruch an sich und lassen zuletzt nur noch an einzelnen Stellen die ursprüngliche Farbe des Zeuges erkennen; besonders hat sich da, wo auf dem Rücken die langen, wohl geölten Haare aufliegen, eine schwarze fettglänzende Kruste gebildet, und das Kopftuch giebt sich die möglichste Mühe, hierin nicht hinter den übrigen Kleidungsstücken zurückzubleiben. Allein unbekümmert um allen ihm anklebenden Schmutz, der dem Eigenthümer nicht im mindesten widerwärtig ist, schreitet der Szuri stolz mit langen gravitätischen Schritten einher, und seine Erscheinung könnte sonst in der That eine recht stattliche sein. Seine Statur ist schlank, der Körper tadellos, musculös; sein olivenfarbiges ovales Gesicht mit dem vollen dunklen Barte, den durchbohrenden schwarzen Augen, der wohlgeformten etwas gebogenen Nase, und dem feingeschnittenen Munde mit den glänzend weifsen Zähnen, könnte beinahe schön genannt werden. Das Haar fällt in langen fliegenden Locken über Nacken und Schultern, und manchmal trifft man Physiognomien unter diesen Leuten, die mit einem Christuskopfe, wie man ihn bei uns abbildet, die gröfseste Aehnlichkeit haben.

Waffen sind das zweite Ich des Szuri; nie sieht man ihn ohne solche ausgehen. Das hauptsächlichste Stück derselben ist ein wohl 3 Fufs langes, grades, zweischneidiges Schwert, das arabische *szif*, in der Landessprache *pánga* genannt, dessen schmiegsame Klinge ungefähr 1½ Zoll breit ist und ohne irgend welchen Bügel oder eine Kreuzstange zum Schutze der Hand in einen einfachen graden Griff ausläuft. Mit diesem Schwerte verstehen die Szuri's trefflich umzugehen, und tragen es beim Gehen entweder in der Hand oder lassen es an einem Riemen oder einer dicken seidenen Schnur von der linken Schulter herunterhängen, so dafs es, wenn beim Gehen die Hand an den Griff gelegt wird, horizontal nach hinten steht. Aufser dem krum-

men, schon früher beschriebenen Dolche (*jimbia*), den ein Jeder an einem Gürtel um den Leib befestigt bei sich hat, ist eine Flinte (*bundúcki*) von ganz ungewöhnlicher Länge eine allgemein beliebte Waffe. Sechs volle Spannen ist das Mafs des Laufes, und wenn die Leute ihn noch länger bekommen könnten, würde er in ihren Augen noch viel mehr Werth haben; denn wie alle Araber schätzen sie das Gewehr desto höher und trauen ihm um so mehr Kraft zu (wie sie sich ausdrücken), je länger es ist. Uebrigens ist die Mehrzahl dieser Flinten ganz erbärmlich und hat nicht einmal ein Schlofs, sondern wird noch nach der uralten Manier mit der Lunte abgefeuert, die für gewöhnlich um den Schaft gewickelt ist. Lauf und Schaft sind bei ihnen in der Regel nur mit einigen Stückchen Blech oder gar blofs mit etwas Kniegarn mit einander verbunden, daher diese Gewehre im Ganzen ziemlich ungefährlich sind, wenn auch nicht für den, der daraus schiefst. Doch sind die Szuri's vom Schiefsen aufserordentliche Freunde und brennen ihre gebrechlichen Flinten bei allen nur passenden Gelegenheiten ab. Sonderbarer Weise halten sie dasjenige Gewehr für das beste, welches am meisten stöfst; wer vielleicht eins besitzt, bei dem ihm schon beim dritten Schusse die Schulter blutet, der schätzt es gewifs über Alles hoch und wäre um Alles in der Welt nicht zu bewegen, dasselbe gegen ein weniger starkes, d. h. bequemeres umzutauschen. Als Schutzwaffe bedienen sich die Szuri's eines Schildes von Rhinozeroshaut (*ngáo*), welchen sie für gewöhnlich an einer Schnur an der linken Schulter zu tragen pflegen, so dafs die convexe Seite nach aufsen gekehrt ist. Diese Schilde haben die Gestalt eines Kegels, dessen Mantel in der Mitte ringsherum stark eingezogen ist; ihre Höhe mag 4—6 Zoll, ihr Durchmesser an der Basis 9—12 Zoll betragen. Ihre äufsere Seite ist vielfach mit kreisförmigen, um den ganzen Schild herumlaufenden, *en relief* gearbeiteten Linien verziert, auf der abgerundeten Spitze befindet sich eine starke Kupfer- oder Messingplatte, und der über die concave Seite liegende Handgriff, ebenfalls von Rhinozeroshaut, ist mit grofsen messingenen Schrauben befestigt, deren auf der Aufsenseite hervorragende Enden gewöhnlich als Verzierung kleine Rosetten von demselben Metall tragen. Für Schwerthiebe sind diese Schilde beinahe undurchdringlich, aber wegen ihrer Kleinheit im Gefecht gewifs nur von geringem Nutzen, und eher eine Zierrath- als eine Vertheidigungswaffe.

Von ihren Landsleuten aus dem Hadramaut und den Beludschen, welche die Leibwache des Sultans bilden, sind die Szuris beinahe gar nicht verschieden, nur dafs die ersteren als Regierungsbeamte in der Regel etwas reinlicher gekleidet gehen. — Abends, wenn das letzte Gebet in der Moschee zu Ende ist, versammeln sich die Szuris gewöhn-

lich sehr zahlreich auf dem grofsen Platze in der Nähe des Flaggstocks, feuern ihre Gewehre ab und ziehen dann häufig in Masse durch die Strafsen der Stadt, voran einige Goma's, zu deren dumpfen Klängen ihr wilder Gesang ertönt. Ueberhaupt sind die Szuri's allerhand Lustbarkeiten, Gesang und Tanz sehr ergeben; aber wie alle Morgenländer haben sie äufserst wenig Talent für Musik; ihre eintönigen Melodien im klagenden Moll sind keineswegs angenehm anzuhören; die Sänger selbst jedoch finden aufserordentlichen Gefallen daran, und versammeln sich besonders in mondhellen Nächten an bestimmten Plätzen der Stadt, um stundenlang zur Begleitung der Goma einige wenige Töne stets in derselben monotonen Reihenfolge abzusingen. Wenn sich ein solches Kränzchen vielleicht gerade unter den Fenstern eines unglücklichen Europäers permanent erklärt hat, so können dadurch selbst sehr kräftige Nerven auf eine harte Probe gestellt werden.

Ihre Tänze halten die Szuri's zu jeder Tageszeit ab, und sie sind werth einmal angesehen zu werden. Vor dem grofsen Eingangsportal auf der nördlichen Seite des Forts und auf dem grofsen Platze vor dem Palaste des Sultans kann man dies Schauspiel im Nordost-Monsoon beinahe täglich geniefsen. Die Leute bilden einen grofsen Cirkel, zwei Tänzer treten heraus und durchschreiten einander diametral gegenüber mit langen langsamen hüpfenden Schritten mehrere Male den Kreis; die Goma giebt dazu den Tact an; alle Umstehenden singen aus rauher Kehle, klappen abwechselnd von Zeit zu Zeit in die Hände und stampfen mit den Füfsen auf den Boden und schlagen ihre entblöfsten Schwerdter an einander. Plötzlich springt einer der Tänzer auf seinen Genossen los und schlägt mit hocherhobenem Schwerte nach demselben; sein Hieb wird parirt, und aus dem Angriff in die Defensive übergehend, flieht er, von dem anderen verfolgt. — Das Schwert in der Rechten, den Schild in der Linken wiegen sie sich dann hin und her, indem sie graziös auf einem Beine stehen, ihre Waffen an einander schlagen und mit den Armen allerhand Bewegungen machen. Von Zeit zu Zeit werfen sie das Schwert hoch in die Höhe, fangen es, wenn es herunterfällt, am Griffe geschickt wieder auf und lassen seine biegsame Klinge wie eine Schlange in der Luft zittern. Nachdem sie es eine Zeit lang so getrieben, erfolgt ein zweiter Angriff; wieder springt der eine mit Blitzesschnelle auf seinen Gegner los und haut mit weit ausholendem Arme nach dessen Beinen; der aber springt in dem Augenblicke, in dem sich ihm das Schwert nähert, in die Höhe, und die scharfe Klinge saust schwirrend unter seinen Füfsen durch; für ein Vergnügen ist diese Tour des Tanzes eigentlich zu gefährlich; denn eine kleine Unachtsamkeit, — und die Beine, wenigstens das eine sind ohne Gnade amputirt. Nachher vergilt der

Springer seinem Freunde Gleiches mit Gleichem und läſst auch ihn über die Klinge springen; trotzdem aber bleiben beide am Leben und räumen, nachdem sie so den höchsten Grad ihrer Geschicklichkeit bewiesen haben, ihren Platz anderen Tänzern ein, welche dasselbe Spiel mit nur wenig Abwechselung wiederholen. So bringen sie, ohne zu ermüden, ganze Nachmittage und sogar Nächte zu, wenn ihnen der Mond unentgeltliche Beleuchtung liefert; denn sonst müssen sie sich mit bloſsem Singen begnügen.

Nähert sich der Südwest-Monsoon, und kommt somit die Zeit heran, daſs die Szuri's Zanzibar verlassen müssen, so schwärmt der Sclavenmarkt von ihnen; dann kaufen sie nämlich die Sclaven, welche sie bei ihrer Rückkehr in ihr Vaterland wieder verhandeln wollen. Häufig gelangen sie aber auch auf weniger ehrenhafte Weise zu ihrer lebendigen Waare, indem sie dieselbe vom Strande oder aus den Straſsen der Stadt stehlen. Ihre Dau's haben sie schon in den ersten Wochen des Monat März, zur Zeit der hohen Springfluthen, wieder vom Strande geholt; mit dem ersten Einsetzen des Südwest-Monsoons sind sie segelfertig und gehen nach ihrer Heimath unter Segel. Alles in der Stadt athmet dann wieder freier auf; denn die Herren haben nichts mehr für ihre Sclaven zu fürchten, die Zahl der Diebereien verringert sich, das Geschrei, die abendlichen Aufzüge auf den Straſsen, die oftmals blutigen Zänkereien und Schlägereien haben ein Ende, und die ganze Stadt wird ruhiger und bereitet sich auf die Stille der bald herankommenden Regenzeit vor.

II. Die Kuli's.

Die Kuli's (*hamáli*), Landsleute der eben geschilderten Szuri's, kommen meistentheils aus Schehr, einer Stadt der Südost-Küste Arabiens, daher sie auch oft Schehiri, Leute aus Schehr, genannt werden. In Hautfarbe, Gesichtsbildung und Gestalt, obwohl letztere muskulöser ist, sind sie den Szuri's sehr ähnlich, aber im Charakter herrscht die gröſste Verschiedenheit. Sie sind ebenso ehrlich und treu, wie ihre Landsleute spitzbübisch, sind ein arbeitsamer thätiger Menschenschlag, und nähren sich nicht wie die Szuri's vom Herumliegen an den Tischen der Reichen, sondern durch die mühsame Arbeit ihrer Hände, durch Verwerthung der Kräfte ihres Körpers. Die Hamali's sind die Leute in Zanzibar, welchen das schwerste Tagewerk zugetheilt ist, und sie verrichten dasselbe mit unermüdlicher Ausdauer. Ihr Geschäft ist es alle die ankommenden Waaren nach den Häusern der Kaufleute und die zu verschiffenden von da an Bord der Fahrzeuge zu besorgen. Sie bedienen sich dazu einer wohl 10 Fuſs langen Stange (*mársi*) von schwe-

rem Holze und einer Schlinge von Cocosnufstauwerk (*kamba*), in welche man die wegzuschleppenden Gegenstände legt, und dann die Taue mehrere Male um die Tragstange wickelt, so dafs die Last, wenn beide Leute aufrecht stehen, und der eine die Stange auf der rechten, der andere auf der linken Schulter hat, gerade vom Boden freihängt, und auf diese Art weiter transportirt werden kann. Der vorderste der beiden Träger fafst mit seiner einen freien Hand die Schlinge an, damit sie nicht zu sehr hin- und herschwanke; dann geht es mit langen Schritten fort, und zwar je schwerer die Last, desto schneller, während einer der Leute, oder auch beide zusammen durch lauten Gesang oder nur durch einzeln ausgestofsene Töne den Tact des Ganges angeben. Zwei Kuli's tragen stets an einer Stange, sie gehen auch, wenn es nur irgend möglich ist, stets zusammen. Bei Hinwegschaffung einer grofsen Menge Waaren pflegt man Relais zu bilden, bei denen je zwei Leute den Gegenstand nur 1—200 Schritt weit zu tragen haben, ihn dann an andere abgeben und selbst mit der leeren Stange, die sie von ihren Genossen übernehmen, zurückkehren, um eine frische Ladung zu holen.

Während der Arbeit gehen die Kuli's stets bis auf die Hüften entblöfst; ein einziges Tuch um den unteren Theil des Leibes gewickelt, ein breiter Riemen, der dasselbe festhält, ein Mützchen oder ein Turban, der auch zuweilen auf die Schulter gelegt wird, um den Druck der Last zu mindern, bildet ihre ganze Bekleidung; nur die Headleute (Aufseher, *msemhamisi*) tragen, auch wenn sie in der Ausübung ihres Amtes begriffen sind, in der Regel das hier gebräuchliche weifse oder gelbe lange Hemd. Die Kuli's sind bei weitem bessere Arbeiter, wie die Neger; denn sie haben, was sehr viel werth ist, meistens selbst so viel Verstand, um einzusehen, wie etwas am besten anzugreifen ist; bei ihrem Tagewerke sind sie stets unverdrossen und heiter; mit einer äufserst geringen Belohnung, einer oder zwei der kleinsten hier gebräuchlichen Kupfermünzen kann man sie zu den gröfsten Anstrengungen aufmuntern, sie zu seinen steten Freunden machen, und dann arbeitet ein Mann allein für 3—4 Schwarze.

Zur Zeit, wenn viele Fahrzeuge ankommen und abgehen, haben diese Leute am meisten zu thun, und besonders sind die heifsen Monate des Nordost-Monsoons, wenn die Häute von den nördlichen Gegenden Barawa, Magodoxa etc. hier ankommen, die Nelken aus allen Plantagen zur Stadt gebracht und nebst den anderen nach Indien und Arabien bestimmten Artikeln verschifft werden, die schwerste Periode des ganzen Jahres für sie, während der sie von Morgens früh bis in die späte Nacht hinein arbeiten müssen, und zwar den ganzen Tag über in der glühendsten Sonnenhitze. Dann werden viele von ihnen

krank; die harte Stange hat ihnen die nackten Schultern blutig gedrückt; da sie aber trotz dessen unaufhaltsam weiter gearbeitet haben, so fängt die Wunde an zu eitern, unzählige Fliegen umschwärmen sie und sitzen auf dem leidenden Theile, und zuletzt sind die armen Leute doch genöthigt, ihr Tagewerk zu unterbrechen und sich für invalid zu erklären. Nach und nach bildet sich bei denen, die schon lange bei diesem mühseligen Geschäft sind, auf der Schulter, da wo die Stange aufliegt, durch den fortwährenden Druck eine oft faustgrofse Wulst, die indefs schmerzlos zu sein scheint.

Für die Kuli's existirt kein Sonntag und kein anderer Feiertag, als die beiden grofsen allgemein gefeierten Feste des mohammedanischen Jahres; denn am Sonntage der Europäer giebt es, besonders im Nordost-Monsoon, bei den einheimischen Kaufleuten genug zu thun, und ebenso tritt umgekehrt am arabischen Sonntage bei den Europäern kein Stillstand in den stets fortlaufenden Arbeiten ein. Die Zeit der Erholung für die Kuli's ist die Regenzeit, überhaupt der gröfste Theil des Südwest-Monsoons; dann können sie sich einmal von den ausgestandenen Strapazen ausruhen, tagelang ungestört in ihren Hütten sitzen und sich mit der Anfertigung von Strohmatten (*majambe*) und Strohsäcken (*makande*) beschäftigen, was in dieser Jahreszeit ihren Hauptverdienst ausmacht. Die ersteren werden sowohl an Bord der Schiffe, um Boden und Seitenwände mit ihnen zu garniren, in Menge gebraucht, als auch am Lande, um die Lagerräume für die trocknen Waaren mit ihnen auszulegen, und besonders zur Zeit der Nelkenerndte, um die frischgepflückten Nelken auf ihnen in der Sonne auszubreiten und zu trocknen. Auch für die Säcke ist wegen der Menge der hier verschifften Artikel ein aufserordentlich grofser Bedarf, und wenn man die Zahl der jährlich verbrauchten auf circa 100,000 anschlägt, rechnet man gewifs nicht zu viel. Sowohl die Matten, wie die Säcke werden aus dem 2—3 Zoll breiten Strohgeflecht (*maschpatta*) gemacht, das in ganzen Dauladungen von der festen Küste herüberkommt; denn für die dort wohnenden Leute ist die Anfertigung dieses Geflechtes ein Haupterwerbszweig. Auch bei diesem Artikel kann man recht deutlich sehen, wie der Neger nur arbeitet, wenn ihn der Hunger dazu zwingt. Seine Production dieses Maschpatta's ist in verschiedenen Jahren der Menge nach selbst aufserordentlich verschieden; oft ist der hiesige Markt davon überfüllt, manchmal wird kaum der nothwendige Bedarf von dem hier zum Verkauf gebrachten gedeckt, und forscht man nach dem Grunde dieser Erscheinung, so zeigt es sich, dafs in der Zeit als hier Ueberflufs an Strohgeflecht war, an der Küste drüben das Korn (*mtama*), das Hauptnahrungsmittel der dortigen Neger, mangelte und hoch im Preise war, während guten Erndten

und billigen Lebensmitteln im Lande der Producenten ein Mangel an Maschpatta auf dem hiesigen Markte entsprach.

Der hier beschäftigten Kulis mögen ungefähr 2—300 sein, eine Zahl, die in den Monaten des Nordost-Monsoons kaum hinreicht, die ihnen zugetheilte Arbeit zu verrichten, so dafs dann oft Neger zu Hülfe genommen werden müssen. Sie sind in mehrere Abtheilungen oder Gänge gesondert, von denen jede ihren eigenen Chef hat, und welche getrennt von einander für die verschiedenen grofsen Kaufleute arbeiten. Der Chef besoldet die unter ihm stehenden Leute je nach dem, was im Ganzen einkommt; er ist es, der mit den Kaufleuten, die ihm Beschäftigung geben, abrechnet, und die Zahlung für den Transport der ankommenden oder abgehenden Waaren, sowie es bei den verschiedenen Artikeln der Gebrauch ist, entweder nach der Stückzahl oder nach dem Gewichte berechnet, in Empfang nimmt. Ein tüchtiger Arbeiter kann auf diese Weise, wenn viel zu thun ist, monatlich wohl 4—5 Dollars verdienen, kleine Extrabelohnungen abgerechnet, die ihm vielleicht von den Kaufleuten an Tagen verabreicht werden, an denen eine aufserordentliche Thätigkeit erforderlich ist; 2—3 Peis auf den Mann gerechnet gelten in solchen Fällen schon für eine sehr splendide Gratification, welche die armen Leute sehr glücklich macht. Dann ziehen sie, sobald es Feierabend für sie ist, singend durch die Strafsen der Stadt nach dem Hause des milden Gebers und führen auch wohl ihm zu Ehren die gebräuchlichen Tänze auf, wobei sie sich mitunter ihrer schweren Stangen anstatt der Schwerter oder Stöcke bedienen.

Im Essen sind diese Leute sehr mäfsig; ihre Mittagsmahlzeiten nehmen sie stets gemeinschaftlich ein. Einer von ihnen besorgt die nöthigen Lebensmittel, ungesäuertes Brot und getrockneten Fisch (*pappa*), nur in äufserst seltenen Fällen vielleicht einige kleine Stückchen Fleisch, dann breitet man an einem schattigen Orte eine Matte auf die Erde, die Theilnehmer am Mahle kauern ringsherum auf dem Boden und die Tafelrunde ist fertig. Aufserdem sind Reis, Früchte und unter diesen besonders die aus ihrem Vaterlande kommenden Datteln (*ténde*) ihre Hauptnahrungsmittel, und diese karge Kost reicht hin, ihnen die zu ihrer anstrengenden Beschäftigung nöthigen Kräfte zu erhalten.

Haben sie sich endlich nach einer Reihe von Jahren durch Arbeitsamkeit etwas Geld verdient, so kehren sie in ihre Heimath zurück und geniefsen dort die Früchte ihrer Thätigkeit, wenn auch nicht in Wohlleben, so doch in verhältnifsmäfsiger Ruhe und unter angenehmeren Verhältnissen als hier.

Noch einen Menschenschlag, der hier sehr zahlreich vertreten ist, die Comorianer, *náto Angasidja*, von ihrem Vaterlande (der Insel Grofs-Comoro) in der Szuaheli-Sprache Angasidja genannt, mufs ich erwäh-

nen. Wie die Kuli's und Banjanen kommen auch diese Leute nach Zanzibar, um hier Geld zu verdienen, auf welche Art es auch immer sei, und dann in ihr Vaterland zurückzukehren. Schon als kleine Kinder verlassen viele von ihnen ihre Heimath, um hier bei ihren Verwandten oder Landsleuten ein Unterkommen zu finden. Dann verdingen sie sich entweder als Arbeiter, oder werden in den Häusern der Europäer, in denen man beinahe ausschliefslich Comoroknaben als Diener findet, aufgenommen, sowohl weil sie in der Regel freigeborne und intelligenter sind, als auch, weil sie nicht so stark und unangenehm ausdünsten, wie die gewöhnlichen Neger. Ihre Farbe wechselt in allen Nuancen zwischen dunkelbraun und hellgelb; ihre Züge sind meist recht angenehm, oft sogar wirklich schön zu nennen, und ihr Körperbau wohlgebildet und schlank. Es giebt unter ihnen sowohl Freie als Sclaven, und wegen ihres einnehmenden Aeufseren sind die Comoro-Mädchen als Szurias (Concubinen) aufserordentlich gesucht und stehen im Preise den Buschir-Sclavinnen gleich, doch sind sie noch feuriger und deshalb treuloser und wilder wie die eingebornen und Negerfrauenzimmer.

Nicht ganz so arbeitsscheu und bei Weitem intelligenter wie die Szuahelis treiben sehr viele Comorianer irgend ein Handwerk; leider wendet sich aber ihr aufgeweckter Sinn mehr dem Schlechten als dem Guten zu, und was das Mein und Dein anbetrifft, sind ihre Begriffe sehr unsicher, so dafs man ihnen nur wenig anvertrauen kann. Wie in ihrem Vaterlande, wo die vielen verschiedenen Stämme, welche die einzelnen Ortschaften bewohnen, in fortwährendem Hader und Kampf begriffen, ihre Oberhäupter alle Augenblicke wechseln, so sind die Angasidja's auch hier unruhige wühlerische Köpfe, die dem hiesigen Sultan viel zu schaffen machen, sich der grofsen Mehrzahl nach auf die Seite seines gegen ihn intriguirenden Bruders Szeyd Bagósch halten, und selbst zu offenen Demonstrationen kühn genug sind. Würden sie nicht von Zeit zu Zeit gedemüthigt, so wäre kaum mit ihnen fertig zu werden; so war es im letzten Jahre meines Aufenthaltes in Zanzibar der Fall, dafs sie es Szeyd Madjid zu arg machten, und dieser, sich aus seiner gewöhnlichen Schwäche und Apathie einmal ermannend, 30—40 von den Rädelsführern in's Fort werfen und trotz der vereinten Bitten zahlreich abgeschickter Deputationen einige Tage dort sitzen liefs. —

Die Angasidja's stehen unter einem besonderen Oberhaupte, der bei gewöhnlichen Streitigkeiten der erste Richter und Friedensstifter ist, aber doch sein Urtheil dem des Sultans unterordnen mufs; sie bewohnen meistens das östlich vom Fort gelegene Stadtviertel Melinde. Alljährlich im Nordost-Monsoon, wenn die Schifffahrt nach Süden wie-

der eröffnet ist, geht eine grofse Menge dieser Leute auf einheimischen Fahrzeugen nach Angasidja zurück, theils um nach vielleicht langjähriger Trennung ihre Verwandten und ihre Heimath auf einige Monate wiederzusehen, theils um ganz dort zu bleiben. Der Südwest-Monsoon bringt viele von ihnen wieder zurück und mit ihnen eine Menge neuer Ankömmlinge als Ersatz für die zu Hause gebliebenen.

Zwischen Szeyd Madjid und dem jetzigen Sultan der Insel Comoro finden alljährlich Relationen statt, wie ich glaube durch verwandtschaftliche Bande hervorgerufen, indem der letztere gegen das Ende des Südwest-Monsoons auf seinem eigenen Fahrzeuge nach Zanzibar kommt, einige Zeit hier bleibt und dann mit dem Einsetzen des günstigen Windes durch eines der Schiffe des hiesigen Sultans, — gewöhnlich wurde die kleine Brigg Tage dazu benutzt, — nachdem er reichlich beschenkt worden, wieder in sein Vaterland zurückgebracht wird. Noch heute erinnere ich mich lebhaft der letzten Abreise des Comorofürsten von Zanzibar. Es war ein wundervoller Abend, als die Tage ihren Anker zur Fahrt lichtete, ein Salut wurde gefeuert und das Deck des Schiffes war von einer bunten Menschenmasse belebt, die nach den Klängen mehrerer Gomas und einer Querpfeife, deren schrille Töne bis zu uns drangen, tanzten und arbeiteten. Auf dem Hinterdeck aber stand der Sultan, in einen reich mit Goldstickerei verzierten rothen Talar gekleidet, von seinem Hofstaate umgeben, und sagte den Abgesandten Szeyd Madjids, die ihm das Geleit an Bord gegeben hatten, ein letztes Lebewohl. Langsam glitt die Tage, die sie umschwärmenden Böte nach und nach zurücklassend, aus dem Hafen, den sie bald nicht wiedergesehen; denn erst nach mehr als halbjähriger Abwesenheit, nachdem sie schon als verloren angesehen war, kehrte sie eines Tages unvermuthet wieder zurück. Sie hatte Monate lang auf einer Sandband bei Johanna, einer der Comoro's, festgesessen und war nur nach vielen Anstrengungen und Mühen wieder flott gemacht worden.

III. Die Sclaven.

Der Sclavenhandel Zanzibars. — Die Ostküste Afrika's hatte schon von den ältesten Zeiten her dazu gedient, die Morgenländer mit den für ihre Lebensweise unumgänglich nothwendigen Sclaven zu versorgen. Durch den Gebrauch langer Jahrhunderte und durch die Lehren des Koran geheiligt, war dieser Handel eine der leichtesten und fruchtbarsten Quellen des Reichthums für diejenigen geworden, welche ihn trieben. Schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten vorzüglich zwei Plätze der Küste einen Vorrang vor allen anderen in Bezug auf diesen Handel erlangt. Kiloa war das Hauptdepot

der aus dem Innern Afrika's kommenden Sclaven geworden; Zanzibar, wohin sie zunächst von Kiloa aus geschafft wurden, diente zum Export der hierher gebrachten Menschenwaare. Seine günstige Lage ungefähr in der Mitte des afrikanischen Küstenstriches, sein wirklich schöner sicherer Hafen, seine Fruchtbarkeit, hatten es zu einem Hauptstapelplatz des afrikanischen Waarenmarktes gemacht, und der dadurch bedingte Zusammenflufs der verschiedensten Völkerschaften des Orients hatte den Absatz der Sclaven dort ungemein erleichtert. So sollen aufser den Sclaven, welche in Zanzibar verblieben, vor einem halben Jahrhundert alljährlich 6—10,000 Sclaven von hier nach Arabien, Indien, den nördlicher gelegenen Küstentheilen Comoro's, Isle de France etc. exportirt worden sein. Nachdem unter der Regierung des vorigen Sultans von Mascat sich die Production Zanzibar's durch die neu eingeführte Cultur des Nelkenbaumes so bedeutend vermehrt hatte, war, um dem hierdurch gesteigerten Bedarf an Arbeitskräften zu entsprechen, eine Vermehrung des Sclavenimports erfolgt, und man taxirt damals, — wenn auch die Ausfuhr beträchtlich abnahm, — die jährliche Sclaven-Einfuhr doch auf 20—25,000 Seelen. — England hatte es sich schon seit lange angelegen sein lassen, diesen für die Menschheit entehrenden Handel überall, wo er sich vorfand, zu unterdrücken. Mögen auch seine anfänglich gewifs reinen und philanthropischen Motive später gewesen sein, welche sie wollen, so wird doch der Eifer, mit dem England sich der geknechteten Neger annahm, stets zu loben sein und der Nation zur Ehre gereichen. Sobald England durch wiederholte Hülfsleistungen sich den Sultan von Mascat zum Dank verpflichtet und seinem Einflufs im Oman Bahn gebrochen hatte, ging es auch hier an sein menschenfreundliches Werk. Freilich konnte an den östlichen Ufern Afrika's nicht wie an der Westküste dieses Landes der Sclavenhandel auf einmal ganz verboten werden, — dies wäre bei dem engen Verbande, in welchem hier die ganze staatliche Einrichtung, das Volksleben mit der Existenz der Sclaverei stand, unmöglich gewesen; aber es schien doch möglich, den Handel nach und nach in immer engere Grenzen einzuschliefsen, und so allmählich die Quelle der grenzenlosen Demoralisation der Völker im Innern Afrika's zu verstopfen. In dem ersten 1822 zwischen Seyd Said und Capt. Sir Rob. Farquhar, Gouverneur von Mauritius, durch Capt. Fairfax Moresby geschlossenen Vertrage, verpflichtete sich der Sultan, in allen seinen arabischen und afrikanischen Besitzungen, den Sclavenhandel nach auswärts zu verbieten; eine Demarkationslinie von Cap Delgado bis Cap Diu wurde bestimmt, östlich von welcher die Engländer jedes dort betroffene Sclavenschiff aufbringen und confisciren konnten. Hierdurch hörte aller Sclavenhandel nach den englisch-ostindischen Besitzungen und Madagascar auf.

Im Jahre 1839 wurde durch weitere Unterhandlungen die Demarcationslinie zwischen Cap Delgado und Passânî, einem ungefähr 1 Grad östlich von Gwadel gelegenen Vorgebirge festgesetzt; die zweite Clausel war die, dafs der Verkauf freier Individuen beiderlei Geschlechts, erwachsen oder unerwachsen, als dem Gesetz Mohamets zuwider verboten wurde, dafs also der Verkauf von Sumanlis, welche frei wären, als ein Act der Piraterie angesehen und demgemäfs bestraft werden würde. Im Jahre 1845 war das Ziel eines neuen Tractates, den Sclavenhandel nördlich vom Aequator gänzlich zu unterdrücken; aber dies hätte dem Lande seine reichsten Hülfsquellen entzogen; und es entstand in Folge dessen über die Gottlosigkeit des Sultans ein so grofses Geschrei, dafs man im Oman eine Empörung befürchtete. Sowohl Seyd Said als auch Capt. Hamerton sahen ein, dafs diese Mafsregel verfrüht sei und jetzt noch nicht in Ausführung gebracht werden könne. Sie wurde bis 1847 ausgesetzt, blieb in ihrer ganzen Ausdehnung aber auch nur kurze Zeit in Geltung. Der Handel nach dem südlichen Arabien mufste wieder frei gegeben werden. — In der neuesten Zeit hat der Sclavenhandel durch die Franzosen wieder frischen Aufschwung genommen, welche ihn unter dem Schutze der Regierung öffentlich auf's schamloseste, aber freilich unter anderem Namen treiben; sie holen nämlich nur „freie" Arbeiter; an Bord ihrer dazu bestimmten Schiffe befindet sich irgend Jemand, der als Regierungs-Agent auftritt und darauf sehen soll, dafs nur Freiwillige angeworben werden. Die zu verhandelnden Sclaven werden also in seiner Gegenwart durch einen Dollmetscher gefragt, dessen Sprache sie oft nicht einmal verstehen, der aber die ihrige zu kennen vorgiebt, ob sie sich auf so und so lange Zeit zur Arbeit in Bourbon verdingen wollen. Irgend ein Laut, den sie hierauf von sich geben, wird als bejahende Antwort angesehen und der freie Arbeiter an Bord geschafft. Dagegen sind die Engländer vor Allem seit den letzten beiden Jahren wieder sehr auf dem Platze, allen illegitimen Handel dieser Art zu unterdrücken.

Die Sclaven, welche alljährlich nach Kiloa und von dort weiter transportirt werden, sind meistentheils, wie ich schon früher bemerkt habe, Kriegsgefangene; aber es mag auch wohl unter den Negerstämmen viele geben, die auf so niedriger Culturstufe stehen, dafs die Angehörigen und Kinder einer Familie von dem Oberhaupt derselben wie ein Stück Vieh verhandelt werden. Die gröfsesten Leiden haben die armen Sclaven nun meistentheils auf dem Transport nach dem Orte ihrer Bestimmung auszustehen. Von den arabischen Händlern in Kiloa zu billigem Preise aufgekauft, werden sie auf die kleinen einheimischen Fahrzeuge, je nach der Gröfse derselben 80, 100—200 an der Zahl, gepackt. So sitzen sie dann während der ganzen Ueberfahrt Kopf an

Kopf dicht an einander geschichtet da, am Tage der glühenden Sonne oder dem Regen, bei Nacht der empfindlichsten Kälte ohne den geringsten Schutz ausgesetzt. Lebensmittel und Wasser mag es wohl nur sehr wenig, oder wenn die Reise lange, vielleicht 4—5 Tage dauert, gar nicht geben, und daher kommt es wohl, dafs die Unglücklichen nicht selten in einem sehr erbärmlichen und beklagenswerthen Zustande in Zanzibar anlangen, dafs unter hundert oft kaum zehn ohne Hülfe gehen können, die übrigen aber geführt oder getragen werden müssen. Vor dem Customhause ankert der Dau; dort wird die Ladung an's Land gebracht; da liegen die armen Geschöpfe oft Stunden lang auf dem feuchten Boden im heifsen Sonnenschein verschmachtend, die Augen halbgebrochen, stier im Kopfe, den Mund weit offen, der geringsten Bewegung unfähig, nicht vermögend, die Unmasse Fliegen, welche an ihnen herumkriecht, mit den Händen abzuwehren. Ihr Körper ist zu einem vollkommenen Skelett abgezehrt, so dafs Schulterknochen und Rippen in scharfen Kanten unter der glanzlosen, schmutzigen, runzligen Haut hervorstehen und die dickste Stelle am Bein die Kniescheibe ist. Dazu denke man sich die unerträglichen Ausdünstungen, welche diese halben Leichname um sich verbreiten, und man hat ein Bild, wie man es am Ende des Südwest-Monsoons, wenn die meisten Sclaven aus dem Süden ankommen, im Customhause zuweilen zu sehen bekommt, — ein wahrhaft revoltirendes Bild für Jeden, der nur irgendwie menschliches Gefühl besitzt. Erblickt man die stämmigen feisten lachenden Bursche, die jetzt herbeikommen, um ihre unglücklichen Brüder wegzutransportiren, so möchte man in der That kaum geneigt sein zu glauben, dafs auch sie, vielleicht erst vor kurzer Zeit, in demselben Zustande an derselben Stelle gelegen haben und von anderen ebenso fortgetragen worden sind, wie sie es jetzt mit ihren armen Landsleuten thun. Ich habe hier keineswegs mit zu starken Schatten, sondern nur naturgetreu gezeichnet; doch ist eine Sclavenausschiffung in Zanzibar Gott sei Dank immer nur ein ausnahmsweise sich darbietendes Schauspiel, das freilich bei demjenigen, der es einmal in seinem ganzen Umfange betrachtet, der einmal die gröfste Höhe des Elends, einmal diesen tiefsten Abgrund menschlichen Jammers gesehen hat, einen unauslöschlichen Eindruck hinterläfst. — Der Zoll für importirte Sclaven beträgt pro Kopf, je nach der Gegend, aus welcher sie kommen, 1—2 Dollars und mufs im Customhause, wenn der Eigenthümer dem Pächter des Zolles nicht weiter bekannt ist, baar entrichtet werden. Auch dies mag mitunter zu Grausamkeiten Veranlassung geben, indem die Capitäne der Fahrzeuge kranke oder schwache Sclaven, von denen sie nicht glauben, dafs sie lange mehr leben werden, noch lebendig vor der Ankunft in Zanzibar über Bord werfen, um den Zoll für sie

zu ersparen. Deshalb sieht man um diese Zeit, Ende des Südwest-Monsoons, häufig Leichname herumtreiben.

Beinahe niemals werden die Sclaven, sobald sie angekommen sind, gleich auf den Markt zum Verkauf geführt, sondern erst eine Zeit lang mit reichlichem Essen und Trinken wohl gepflegt, um ihr Aussehen zu verbessern. Zweimal des Tages werden sie auch, um zu baden, an den Strand geführt. Man sieht häufig des Morgens und des Abends ganze Reihen solcher Skelette, eines hinter dem anderen, erwachsene Männer, Kinder, Frauen und alte Weiber nach dem Ufer wandeln, jedes Alter und Geschlecht ist da vertreten; vorn, hinten und zu beiden Seiten gehen einige Wächter, um zu sehen, dafs Niemand entwische. Merkwürdig ist es übrigens, wie schnell sich diese Menschen von den ausgestandenen Strapazen und Mühsalen erholen, und es ist gewifs kein gutes Zeichen für ihre intellectuellen Fähigkeiten und ihre geistige Entwickelung, dafs sie in der Gefangenschaft bei reichlicher Nahrung so leicht aufgemästet werden können. Darin vermag es ihnen gewifs kein Volk der Erde gleich zu thun. Im Magen liegt der Hauptsinn des Negers, dessen Befriedigung die Hauptsache ist. Ohne für Kleidung, Nahrung und Familie sorgen zu müssen, leben sie, nachdem ihnen ihre gute Natur über die ersten mühseligen Prüfungen hinweggeholfen, heiter und froh von einem Tage zum anderen. —

Der Sclavenmarkt. — Der Sclavenmarkt durfte früher nicht wie jetzt in der Stadt, sondern mufste aufserhalb derselben abgehalten werden. Jenseits der Lagunen, auf der anderen Seite der grofsen Brücke, in dem Viertel der Stadt, welches Madagasch town genannt wird, war ein grofser freier, von schönen Mangobäumen und Palmen beschatteter Platz zu diesem Zwecke bestimmt. Dorthin wurden allabendlich die zu verkaufenden Sclaven gebracht, was freilich für die Händler der weiten Entfernung wegen eine grofse Unbequemlichkeit war; so lange indefs der englische Consul Colonel Hamerton sich einer guten Gesundheit erfreute und bei seinen vollen Kräften war, mufsten die Leute sich fügen so weit zu gehen. Nachdem aber eine langwierige Krankheit sowohl seine körperlichen Kräfte untergraben, als auch seine Energie geschwächt hatte, kam, wie so vieles andere, auch der Mifsbrauch wieder auf, den Sclavenmarkt in der Stadt abzuhalten. Hamerton kümmerte sich nicht mehr so um die öffentlichen Angelegenheiten wie früher und sah manches mit an, was er vorher niemals geduldet haben würde. Diesen Sclavenmarkt nun will ich mit einigen Strichen zu schildern versuchen.

Durch ein Labyrinth enger schmutziger Strafsen, in dem man sich erst nach vielen vergeblichen Versuchen zurechtfinden lernt, gelangen

wir in der Nähe der grofsen Lagune, auf dem letzten Theile des Weges nur der Menge Menschen folgend, welche wie wir dasselbe Ziel zu haben scheint, auf einen wohl 150 Fufs langen und ebenso breiten Platz, der ringsum von kleinen Hütten und einzelnen gemauerten Häusern umgeben ist; an der linken Seite der kleinen, in ihn einmündenden Strafse, durch welche wir gekommen, ist ein Kaffeehaus, ein morgenländisches natürlich, eine grofse Hütte mit nur einem freien Raume, 1—2 Tischen und mehreren an den Wänden herumstehenden Bänken, über welche Strohmatten gebreitet sind. Hier wird dann wohl jeder Handel, wie bei uns mit einem Glase Wein, mit einem Schälchen Kaffee begossen. Gegenüber steht ein Steingebäude; seine Berasa (steinerne Bank) zu beiden Seiten der Thür ist von gravitätisch dasitzenden, recht nobel aussehenden Gläubigen, Arabern und Szuahelis eingenommen. Schon hier beginnt das Gedränge. Bei mehreren aufgesattelten Eseln, die den Eingang des Gäfschens versperren, haben wir uns glücklich vorbeigewunden, ohne getreten, gestofsen oder geschlagen zu sein, was uns zu der frohen Hoffnung ermuthigt, dafs wir auch durch den dichten, vor uns wogenden Menschenknäuel unversehrt hindurchkommen werden. Einen Ueberblick können wir freilich für's erste nicht gewinnen und müssen uns begnügen langsam vorwärts zu kommen und Alles hübsch der Reihe nach zu betrachten. Schon ehe wir den Marktplatz erreicht hatten, war zu uns ein Stimmengewirre und Gesumme gedrungen, das unaufhörlich von einzelnen lauten Ausrufen übertönt wurde. Wie wir jetzt sehen, rührt der Lärm von den vielen Händlern her, die den Vorübergehenden und Kauflustigen ihre Waare mit einer Zungenfertigkeit ohne Gleichen, einer Kunst, in der die Szuaheli's ohnehin Meister sind, anpreisen und dazwischen wieder einmal mit lauter Stimme in eigenthümlicher Betonung die für ihre ausgestellten Waaren bereits gebotenen Preise ausrufen. Die Sclaven stehen in vielen concentrischen Ringen auf dem Platze aufgereiht; von den kleinen Kindern an, welche die Mutter noch in ein Tuch gebunden auf dem Rücken trägt, findet man hier jede Alters-Stufe vertreten; hier im innersten Ringe gewahren wir eine ganze Reihe schwarzer Jungen, vielleicht von 5—14 Jahren; sie sind nach ihrer Gröfse geordnet und sehen in ihren rothen mit blauem Rande umgebogenen Mützen wie Rekruten aus, die in Schlachtordnung aufgestellt sind. Diese Mütze ist aber auch nebst einem oft klein genug ausgefallenen Lendentuche ihre einzige Bekleidung und die Kleinen sind gewifs nicht wenig stolz auf ihren ungewohnten Kopfschmuck. Kerzengrade und ruhig stehen sie da, die Arme an den Leib gedrückt, ihre grofsen schwarzen Augen sind auf uns gerichtet, sobald wir herangetreten, als erwarteten sie jeden Augenblick von dem alten bärtigen schwarzen

Unteroffizier, der vor ihnen auf und nieder wandelt, das Kommando: „vorwärts marsch!“ An der Verwunderung, mit der sie uns weifse Menschen anstaunen, und der Magerkeit ihres ganzen Leibes kann man sehen, dafs sie noch nicht lange im Lande sind. Der letztere Umstand hält indefs jenen kauflustigen Araber keineswegs ab, sich einen von ihnen auszusuchen. Er tritt heran, befühlt den Knaben überall, biegt seine Arm- und Beingelenke, sieht ihm in den Mund nach den Zähnen, wie es wohl ein vorsichtiger Käufer bei einem Pferde zu thun pflegt, klopft ihn auf die Brust, läfst ihn mehrere Bewegungen machen und endet damit, einen Stock in eine kleine Entfernung hinzuwerfen. Sein zukünftiger Sclave mufs denselben zu verschiedenen Malen, um ja keine etwa vorhandenen Gebrechen unentdeckt zu lassen, bald im Schritt, bald im Trab zurückbringen. Die Untersuchung ist jetzt beendet und der Preis wird je nach der Qualität und dem Alter des Knaben auf 5—15 Dollars festgesetzt. Jungen, welche bereits längere Zeit hier, vielleicht Eingeborne Zanzibar's sind, die Sprache verstehen und schon etwas dressirt, intelligent und in Folge dessen zu Gängen und Botschaften in der Stadt zu benutzen sind, werden natürlich höher bis zu 25 Dollars bezahlt. Der Werth einer ausgewachsenen Person männlichen oder weiblichen Geschlechts beträgt 20—30 Dollars. Neben den Knaben, die wir zuerst betrachtet, steht eine Menge Erwachsener in bunter Reihe durch einander; auch bei diesen ist die Art der Untersuchung von Seiten des Käufers dieselbe wie die eben geschilderte. Unter ihnen trifft man wirklich schreckliche Gestalten und Physiognomien; sie scheinen vom Sclavendau direct hierher transportirt zu sein. Die Männer haben meist einen unförmlich dicken Kopf, an der Stelle der Arme und Beine nur mit runzliger Haut überzogenen Knochen, der Unterleib ist so eingefallen, dafs der Mensch hier nur halb so dick ist wie in der Brust, auf dem Rücken steht der Schulterknochen scharf und eckig hervor, und vorn oberhalb der fleischlosen Rippen gewahrt man rings um das weit heraustretende Schlüsselbein eine bedeutende Vertiefung. Aeltere Frauen sehen mit ihren unbedeckten welken Brüsten noch viel erbarmungswürdiger aus, nur die jungen Mädchen haben den Busen bedeckt, bei erwachsenen Männern und Weibern macht ein schmutziger oberhalb der Lenden um die Hüften gewickelter Lappen, der bis zu den Knieen reicht, die einzige Bekleidung aus. Besonders widerlich und abschreckend wird der Anblick vieler von diesen noch ganz wilden zum Verkauf ausgestellten Sclaven, durch eine wirklich grauenhafte Verunstaltung des Mundes. Sie ist bei einem der Stämme im Innern Afrika's, bei den Betschuana's, die ein zahlreiches Contingent zur hiesigen Sclavenbevölkerung liefern, Sitte, wird von ihnen vielleicht als Schönheit betrachtet und besteht

darin, dafs sich sowohl Männer als Weiber die Oberlippe mitten unter der Nase durchbohren; durch das so entstandene wohl 3—4 Linien grofse Loch gewahrt man nun die oberen weifsen Zähne, aufserdem ist die Oberlippe wahrscheinlich durch einen gewichtigen Schmuck, der früher darin getragen wurde, bedeutend verlängert und hängt besonders bei älteren Personen wie eine Art Rüssel weit über die untere Lippe und Zahnreihe herab; ein Anblick, den man sich nicht ekelhafter und widerlicher denken kann. Bei Mädchen und Knaben ist die Verzierung noch nie so weit entwickelt, selbst das Loch verwächst mit der Zeit wieder. Solche Sclaven werden aber meist nur auf den Plantagen zur Feldarbeit und zum Einerndten der Nelken und zum Transport derselben nach der Stadt benutzt; für den Gebrauch in der Stadt, für seine tägliche Umgebung sucht der Araber und Szuaheli bessere Gestalten und Gesichter aus, an denen kein Mangel ist, wie es denn auch an hübschen Mädchen nicht fehlt. Die besten ihrer Art findet man stets gleich vorn zur linken Hand am Eingange des Marktes; dafs hier etwas Absonderliches zu sehen sein mufs, können wir an dem Gedränge merken, welches während der ganzen Zeit des Marktes hier stattfindet. Wie auf der Börse die Kaufleute, so haben hier die Sclavenhändler ihre festen Plätze und dieser hier gehört dem alten Abdallah, dessen schöne Sclavinnen ein jeder betrachten und bewundern will, daher das viele Stofsen und Drängen. Abdallah ist ein alter Araber mit dem dunkelsten Colorit und einem wirklich abschreckenden Aeufsern; hager und dürr von Gestalt und Gesicht hat er an der Stelle der Backen nur zwei grofse schwarze Falten; auf dem einen Auge ist er blind, das andere ist pechschwarz und stechend; in der Hand hält er einen langen Speer und sieht so grimmig aus, als wollte er jeden, den er ansieht, durchbohren; aber Abdallah ist ein gemüthlicher alter Mann, der sich sogar auf Späfse versteht, und nur der Geschäftseifer hat ihn aufgeregt. Vor der Reihe der ihm anvertrauten Sclavinnen auf und abgehend, ruft er mit heiserer Stimme den zuletzt gebotenen Preis für das eine oder das andere Mädchen aus. Hierin unterstützt ihn ein kleiner gelber Junge, der ebenso hübsch wie Abdallah häfslich ist, so dafs man wohl nicht in Versuchung kommt, ihn für des Alten Sohn zu halten, auch ist der Kleine manchmal ganz allein da und vertritt dann ebenfalls mit einem Speer bewaffnet mit dem gröfsten Selbstbewufstsein die Stelle des alten Händlers. Abdallah weifs es sehr wohl, und setzt seinen Ruhm darin, dafs bei ihm die beste Waare zu haben, dafs bei ihm für die Bedürfnisse eines Jeden auf's Beste gesorgt ist, und er hält deshalb auf gute Preise; man bezahlt hier sowohl die Schönheit als die Geschicklichkeit einer Sclavin; so sah ich einst ein Mädchen, das, ohne gerade besonders hübsch zu sein,

für 96 Dollars wegging. In der That findet man aber auch hübsche Gesichter unter den hier ausgestellten Sclavinnen, welche von den aufgeworfenen Lippen und platten Nasen der gewöhnlichen Neger-Abbildungen aufserordentlich wenig an sich haben, vielleicht gerade nur so viel, als selbst dem verwöhnten europäischen Auge angenehm sein kann. Dazu in dem kleinen Munde Zähne wie zwei Reihen Perlen, zwei prachtvolle feurige schwarze Augen, die das heifse Blut des Südens verrathen, überwölbt von den pechschwarz angemalten Augenbraunen, die durch ihre Farbe sich angenehm von dem dunkelbraunen Teint des Gesichts hervorheben und was als eine der Hauptschönheiten gilt, eine Haut so weich und zart wie Sammet; — denkt man sich das Haar in der Mitte getheilt, auf jeder Seite des Scheitels zu einem Toupée aufgesteckt und zierlich geflochten, mit gelbem Sandelholzstaub hin und wieder gepudert und mit weifsen Jasminblüthen geschmückt, so hat man das Bild eines dieser Mädchen vor sich; ein buntes seidenes oder baumwollenes Tuch oberhalb des Busens um den Leib geschlungen reicht bis auf die Knöchel hinab und bildet nebst einem anderen gewöhnlich weifsen Tuche mit seidener Kante und mit Franzen daran, die ganze Bekleidung. Auch Schmucksachen, Halsbinden, Ohrgehänge, Arm- und Fufsringe sieht man häufig an ihnen; vor allem aber dient der kleine silberne Nasenring oder Knopf dazu dem Gesicht ein hübscheres Aussehen zu geben, — so ist es mir wenigstens vorgekommen. Zwar halten diese Mädchen beinahe alle die Augen niedergeschlagen, und sehen sehr ehrbar, beinahe traurig aus, so dafs ein mit ihnen Unbekannter gewifs versucht sein würde, dies als ein Zeichen von Gefühl für ihre schreckliche Lage anzusehen; wir aber, die wir sie kennen, wissen, dafs all dieses nur äufserlicher Schein ist. Dieselben Mädchen, die hier wie die Einfalt vom Lande aussehen und denen kaum ein Lächeln zu entlocken ist, sieht man eine Viertelstunde später auf dem Nachhausewege so ausgelassen und wild, dafs sie kaum von dem sie begleitenden Alten in den Schranken des äufseren Anstandes erhalten werden können; diejenige von ihnen, für welche am heutigen Tage das höchste Gebot eingelaufen, brüstet sich damit, wie viel sie mehr werth sei, wie die anderen und lacht ihre weniger werthvollen Schwestern aus. Oder man betrachte sie auf dem Wege zum Baden, der sie täglich zweimal an unserem Hause vorbeiführt, wenn sie uns, sobald sie uns nur erblicken, um Peis anbetteln, und des Lachens, Singens, Tanzens und Schreiens kein Ende ist; dann haben sie die Maske abgeworfen und erscheinen in ihrer wahren Natur, als die leichtsinnigen sorglosen Geschöpfe, die sie in der That sind. Auch solche Mädchen werden von dem Käufer vorher sorgfältig untersucht und müssen ihm gewöhnlich in eine der den Marktplatz

umgebenden Hütten folgen, in denen die draufsen begonnene Prüfung gründlicher fortgesetzt wird. Natürlich kommt es auch vor, dafs diese Prüfung von Personen unternommen wird, die nicht die geringste Absicht zu kaufen haben; aber auch der Sclavenhändler kennt seine Leute und überläfst seine Waare nicht dem ersten besten zu so genauer Besichtigung. Hat der Kauflustige reelle Absichten, so nennt er eine höhere Summe als die bereits gebotene und der Handel wird, wenn der Besitzer mit dem Preise zufrieden ist, auf der Stelle abgemacht. Denkt der Eigenthümer mehr für seine Sclavin zu bekommen, so wird sie wieder auf den Markt zurückgeführt und man wartet, ob sich Jemand findet, der mehr giebt. Sehr selten wird ein hübsches Mädchen gleich am ersten Tage verkauft, man läfst sie gewöhnlich mehrere Tage stehen und auf sie bieten, und sie gehört dem, der das höchste Gebot gethan hat. — Abdallah's Sclavinnen sind unzweifelhaft die schönsten auf dem ganzen Markte, und sie sind es wohl werth, dafs wir so lange bei ihnen verweilt haben; jetzt ist es aber Zeit uns zu zu entfernen, wenn wir nicht übles Aufsehen erregen wollen, denn als Europäer können wir doch nicht als Käufer, sondern nur als Neugierige gelten.

Da es gegen Anfang des Südwest-Monsoon ist, die Zeit, wann die vielen arabischen Fahrzeuge wieder mit Sclaven und anderen Artikeln beladen werden, so ist der Markt aufserordentlich voll, das Gedränge unbeschreiblich. Selbst der breite Raum zwischen den, nach der Lagune zu liegenden Hütten, eine Verlängerung des Marktplatzes, ist mit Leuten angefüllt, die unter den dort feilgebotenen Schwarzen, gewöhnlich geringerer Qualität, ihre Auswahl treffen. Zwischen die dicksten Menschenmassen drängen sich die wandernden Sclavenhändler und bahnen sich mit Gewalt einen Weg; an der Hand ziehen sie mehrere dieser armen Geschöpfe hinter sich her und rufen unaufhörlich mit lauter Stimme ihren Preis aus. Andere Leute, welche Tücher, Schwerter, Dolche, Schmucksachen etc. zu verkaufen haben, finden sich gleichfalls in Menge vor; auch sie wandeln auf und nieder und suchen das Gedränge dadurch so viel als möglich zu vermehren. Mit den schmutzigen Szuri's und ihren schmierigen gelben Hemden kommt man häufig, ohne dafs man sich vor ihnen retten kann, in allzu nahe Berührung; wehe dann dem, der einen weifsen Rock angezogen hat. Die hier herrschende Hitze ist beinahe unerträglich und die Ausdünstungen so vieler Menschen in dem kleinen, wenn auch oben offenen Raume tragen auch nicht zur Annehmlichkeit bei, so dafs wir schon nach einer halben Stunde froh sind, uns aus dem Getümmel retten und in der Nebenstrafse wieder frisch aufathmen zu können. So wird der Sclavenmarkt alle Tage, mit Ausnahme der hohen mohammedani-

schen Feste, zwischen 5—6 Uhr Nachmittags abgehalten, nur ist er nicht in der einen Jahreszeit so voll wie in der anderen, daher auch nicht immer gleich sehenswerth. — Der Sclavenhändler ist nur in den wenigsten Fällen Besitzer der Sclaven, die er verkauft, sein Geschäft ist eine Profession, wie jede andere, er bekommt die Sclaven von ihren Eigenthümern in Commission, erhält vom gelös'ten Gelde seine Courtage (gesetzlich sind 2½ Proc.) und sucht sie darum so hoch zu verwerthen, wie er nur kann. Oft nimmt er auch, wie z. B. der alte Abdallah, die ihm zum Verkauf anvertrauten Sclaven im Hause auf, beköstigt sie, bis er sie los ist, und rechnet dafür täglich eine bestimmte Summe. Allgemeiner Gebrauch ist es ferner, hübsche Mädchen am Morgen in demselben Aufputz, in dem sie des Nachmittags erscheinen werden, durch die ganze Stadt zu führen, um dadurch die Leute auf das, was heute zum Markte kommt, aufmerksam zu machen; so werden sie auch manchmal gleich unter der Hand verkauft.

Auf dem ganzen Sclavenmarkte in Zanzibar sieht man sich vergebens nach Scenen um, wie sie uns von den amerikanischen Märkten beschrieben werden, wenn diese Erzählungen nämlich wahr sind; Trennungen der Mütter von ihren Kindern und was der Schreckensscenen mehr sind, die als fürchterlich ausgemalt werden, habe ich hier niemals bemerkt; wenn so etwas dennoch geschehen sein sollte, so müfste es jedenfalls sehr still hergegangen sein. Selbst bei den erst herübergebrachten Sclaven habe ich nie ein Zeichen von Theilnahme an dem, was um sie her vorging, beobachtet; stumpfsinnig stehen sie da, starren mit den grofsen schwarzen Augen in's Leere hinein, und scheinen gar keines tieferen Gefühls fähig zu sein; auch kann ich mir nicht denken, dafs diese augenscheinliche Gefühlslosigkeit durch vorhergegangene grofse Seelenleiden hervorgebracht sein soll; sonst wäre es schwer zu begreifen, dafs diese Menschen, nachdem sie eine kurze Zeit hier gewesen sind und ein regelmäfsiges Leben geführt haben, heiter, vergnügt und wohlaussehend werden; eher möchte ich diesen Stumpfsinn den ausgestandenen körperlichen Leiden zuschreiben, die unzweifelhaft bei vielen von ihnen sehr grofs gewesen sein mögen. Ich urtheile hier lediglich nach Mafsgabe dessen, was ich gesehen und erfahren habe, und darnach mufs ich wohl sagen, dafs die armen Geschöpfe, sobald sie hier verkauft und an den Ort ihrer Bestimmung gelangt sind, meistentheils ein im Vergleich mit ihrem früheren Loose durchaus nicht beklagenswerthes Leben führen.

Leben der Sclaven. — Die Behandlung der Sclaven ist nämlich hier in Zanzibar, wie wohl überhaupt im ganzen arabischen Orient, durchgängig human. Das Gesetz Mohammed's, zu dem sich die Araber und Szuahelis bekennen, macht es seinen Anhängern zur Pflicht,

den Sclaven wie ein Glied der Familie zu behandeln, und wenn es auch nicht gerade dem Buchstaben nach in seiner ganzen Tragweite erfüllt wird, so steht es doch bei den auf Aeufserlichkeiten so sehr sehendem Gläubigen in solchem Ansehen, um das Loos der Sclaven im hiesigen Lande zu einem erträglichen zu machen. Andererseits ist der Orientale selbst indolent, kein allzu warmer Freund der Arbeit und Anstrengung, und verlangt daher auch von seinen Untergeordneten keineswegs mehr als diese mit Bequemlichkeit leisten können. Mancher Tagelöhner und arme Handwerker bei uns, der mit seiner täglichen Arbeit sein und seiner Familie Leben fristen und so viele Bedürfnisse bestreiten mufs, die man hier gar nicht kennt, ist in materieller Beziehung schlimmer daran, als der vielbedauerte Sclave, der bei sehr geringer Arbeit ein Leben ohne Sorge und Noth führt, und der meiner Erfahrung nach des Mitleids und der Unterstützung viel weniger bedürftig ist, als das von der Frömmelei so oft übersehene Elend, welches in unserer nächsten Umgebung sich findet. Es ist sehr rührend in unserer Literatur viel von dem Elend der Sclaverei zu lesen; aber für den arabischen Orient gewinnt man aus solcher Lectüre sicherlich ganz falsche Vorstellungen. Von den Tausenden glücklicher Sclaven, die ihr jetziges Leben der Existenz in ihrem Vaterlande vorziehen, die in der Sclaverei bleiben, obwohl sie frei sein und nach ihrer Heimath zurückkehren könnten, wird nichts geschrieben, aber ein Unglücklicher wird herausgesucht, sein Schicksal mit den abschreckendsten Farben ausgemalt und als Beispiel für das Loos aller seiner geknechteten Landsleute aufgestellt. Ist letzteres auch nicht die Absicht des Erzählers, so bildet sich doch in dem Geiste des Lesers unwillkürlich diese Auffassung der Verhältnisse aus, weil ihm nur immer Klagen und Bilder des Elends und Jammers vorgeführt werden. Von solchen Vorstellungen des Sclavenlebens kommt man durch den Aufenthalt im Orient und auch in anderen Ländern, in denen die Sclaverei zu Hause ist, sehr bald zurück; denn sowohl in Westindien, wo ich häufig den Sonntagsvergnügungen der Schwarzen auf den grofsen Zuckerplantagen beiwohnte, als in Zanzibar, in täglichem und stündlichem Verkehr mit Sclaven, habe ich sie als ein so heiteres, lustiges Völkchen kennen gelernt, wie sonst kaum irgend eines auf der Erde existiren mag. Das Schreckliche der Sclaverei beruht nicht in der grausamen Behandlung, die einzelne dieser Unglücklichen zu erdulden haben, sondern darin, dafs Abkömmlinge von Sclaven, in denen kaum noch ein Tropfen afrikanischen Blutes rollt, die nur noch durch die letzten beinahe unmerklichen Zeichen ihre Abstammung von Negern verrathen, die, was geistige Bildung anlangt, dem Europäer vollkommen gleich stehen, — dafs diese stets dem schrecklichen Schicksale ausgesetzt sind, durch die Ungunst

der Verhältnisse in eine Lage zurückgeschleudert zu werden, die für sie eine trostlose, grausame, vernichtende sein mufs, während sie dem gewöhnlichen Neger eine ganz erträgliche Existenz bietet. — Die hiesigen Sclaven machen bei Weitem die Mehrzahl der ganzen Einwohnerschaft aus und bilden die eigentliche arbeitende Classe, sind Ackerbauer, Tagelöhner und Handwerker und Bediente ihrer Herrn; denn keinem Szuaheli oder Araber, der nur irgend wie Geld hat, sich einen oder mehrere Sclaven anzuschaffen, wird es je einfallen, selbst Handarbeiten zu verrichten. Viele Herren schicken ihre Sclaven, wenn diese nichts anderes thun können, auf Tagearbeit aus; sie verdingen sie, wenn zur Zeit der Nelkenerndte die Eigenthümer der Plantagen nicht selbst Leute genug haben, zur Arbeit auf dem Lande, oder bei Hausbauten, wo sie die zum Bau nöthigen Materialien, Sand, Steine, Kalk etc. herbeischaffen und die Dienste unserer Handlanger verrichten müssen; oder lassen sie bei Europäern arbeiten, bei denen Jahr aus Jahr ein täglich Beschäftigung für viele hunderte von Sclaven ist. Die Arbeitszeit dauert in diesen Fällen von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends und der Tagelohn beträgt in der Stadt 8 Peis (circa $2\frac{1}{2}$ Sgr.), auf den Plantagen 6 Peis, oder wenn die Arbeiter zugleich beköstigt werden, noch weniger. Dieser Arbeitslohn mag uns verhältnifsmäfsig gering erscheinen, ist es aber keineswegs, denn für $\frac{3}{4}$ Dollar pro Monat kann ein Sclave bei der Billigkeit der Nahrungsmittel sehr gut verpflegt werden, und andere Bedürfnisse als die des Magens kennt er kaum. Der Ueberschufs des Verdienstes kommt natürlich dem Herrn zu gute; so ernähren 3—4 Sclaven, wenn sie nur immer Arbeit haben, sowohl sich als ihren Besitzer. Verstehen die Sclaven irgend ein Handwerk, sind sie Zimmerleute, Maurer, Schmiede, Schuhmacher oder Schneider, so verdienen sie damit so viel sie können und geben ihrem Herrn nur monatlich oder jährlich ein Bestimmtes von ihrem Gewinnst ab. Solche wohnen dann auch in den meisten Fällen gar nicht bei ihrem Herrn, sondern haben ihre eigene Hütte, ihren eigenen Hausstand, und der Herr hat nur das Recht, sie, wenn nöthig, auch für sich arbeiten zu lassen. Die dritte Classe von Sclaven sind die Haussclaven, diejenigen, welche in jeder Wirthschaft die Stelle unserer Dienstboten vertreten; ihnen geht es unter allen am Besten, weil sie am wenigsten zu thun haben, und die Arbeit, die bei uns 1—2 Diener verrichten müssen, unter 6—15, je nach der Gröfse der Haushaltung vertheilt ist. — Der Herr ist unumschränkter Gebieter über das Schicksal seines Sclaven, kann mit ihm machen was er will, nur tödten darf er ihn nicht, aufser in Fällen, wo seine Ehre angegriffen wird; wer den Sclaven eines anderen tödtet, hat dem Eigenthümer nur dessen Werth zu ersetzen. Häufig kommt es vor, dafs Sclaven, die sich durch Thä-

tigkeit und Sparsamkeit unter einem nachsichtigen Herrn etwas zurückgelegt haben, sich selbst wieder andere Sclaven anschaffen; dann leben sie als kleine Herrn gemächlich von dem Ertrage der Arbeit ihrer Untergebenen, und treiben, wenn es ihre Mittel erlauben, sogar den Luxus, sich mehrere Frauen zu halten. Freilich gehört alles, was sie besitzen, nur mittelbar ihnen selbst und ihr Herr kann es ihnen jeden Augenblick nehmen, allein ein solcher Fall kommt hier beinahe gar nicht vor. Vor einigen Jahren ereignete es sich einmal, dafs der Herr sich in die Frau seines Sclaven verliebte, und als dieser sie ihm nicht überlassen wollte, ihn und seine ganze Habe verkaufen liefs; aber dieses ist ein vereinzeltes Factum.

Wie ich schon oben bemerkte, werden die Sclaven hier im Ganzen sehr gut behandelt; sie haben sogar, wie ich glaube, das Recht, im Falle es ihnen bei ihrem Herrn nicht gefällt, oder sie schlecht gehalten werden, ihren Verkauf zu verlangen, ferner können sie, wenn auch nicht alle, so doch wenigstens diejenigen Mädchen, die als Szurias (Concubinen) dienen sollen, sogar verlangen, nur an eine solche Person, gegen die sie nichts einzuwenden haben, verhandelt zu werden. Eine feste Norm wird in diesen Beziehungen allerdings schwerlich existiren; dafs aber ein derartiges Gewohnheitsrecht vorhanden ist, habe ich aus einem Gespräche des alten Sclavenhändlers Abdallah geschlossen, dem ich einstmals begegnete, als er mit seinen Sclavinnen vom Markte kam. Auf eine derselben war von einem ihr sehr unliebenswürdig vorkommenden Araber geboten worden, sie weinte und sagte, sie würde sich an diesen nicht verkaufen lassen, nicht zu ihm gehen, während ihr sowohl der alte Abdallah, als auch die anderen Mädchen zuredeten, doch nicht so halsstarrig zu sein, denn ihr Käufer sei ein ganz netter Mann; eine Art Berechtigung zum Widerspruch scheint diesen Mädchen also zuzustehen. Die Sclaverei steht überall an der Ostküste Afrika's in der engsten Verbindung mit der ganzen sonstigen Existenz der Menschen; wie ein rother Faden zieht sie sich durch das staatliche und sociale Leben hin, und schafft fortwährend neue Bande der Verpflichtung, welche die ärmere Classe an die über ihnen stehende ketten. Es kommt häufig vor, dafs reiche Leute Sclaven, die ihnen lange treu gedient haben, entweder schon bei ihren Lebzeiten freigeben, oder dafs bei dem Tode des Herrn seine Angehörigen ihnen die Freiheit schenken und darüber ein schriftliches Document, den Freischein, ausstellen, welcher von jetzt an den einzigen Beweis bildet, dafs sein Besitzer kein Sclave (*mtúma*) mehr, sondern ein freier Mann (*muungáni*) ist. Er ist jetzt Herr seines Schicksals, kann nicht mehr verkauft werden, hat seinem früheren Besitzer nichts mehr zu zahlen oder für ihn zu arbeiten; aber die Verpflichtung der

Dankbarkeit seinem Herrn oder dessen Angehörigen gegenüber behält er; er mufs bei allen in seiner Familie vorkommenden feierlichen Gelegenheiten, bei Geburten, Hochzeiten, besonders bei Leichenbegängnissen und an den grofsen Festtagen des Islams Rhamadán und Hadjj erscheinen, um seine Huldigung (*szalám*) darzubringen. Man würde es dem Freigelassenen sehr verargen, der dies unterliefse. So pflanzt sich diese Verbindlichkeit des Armen gegen den Reichen (denn der gröfste Theil der unteren Classe der Bevölkerung besteht aus freigelassenen Sclaven) auf Kind und Kindeskinder fort, sie macht uns den grofsen Anhang und die Macht einzelner alten Familien erklärlich, und trägt nicht unwesentlich zu dem Satellitenthum bei, das ich schon früher geschildert habe.

Dafs Sclaven ihren Herrn entlaufen, kommt auch mitunter vor, aber in den seltensten Fällen ist schlechte oder allzustrenge Behandlung daran Schuld; im Gegentheil, ein allzumildes Regiment läfst den Untergebenen Schwäche bei seinem Herrn voraussetzen, und hieraus ergeben sich üble Folgen. Von einem strengen Herrn wegzulaufen, dazu wird dem Sclaven der Muth fehlen, den zu grofse Nachsicht leicht in ihm hervorbringt; Furcht bleibt immer das Hauptmotiv aller seiner Handlungen. Alte vernünftige Sclaven denken auch gar nicht daran, wegzulaufen; meistens sind derartige Sünder junge Taugenichtse beiderlei Geschlechts, denen die Liebe einen Streich spielt; vielleicht eben erst in's Alter der Mannbarkeit getreten, können sie mit dem Gegenstande ihrer Zuneigung nicht oft genug zusammen kommen, und entfliehen mit ihrer Geliebten, um in der Einsamkeit ein ungestörtes Glück zu geniefsen. Leider gelingt aber die Sache in den meisten Fällen nicht nach Wunsch; wenn sie auf der Insel bleiben, werden sie bald wieder eingefangen; und auch bei der Flucht nach der Küste des Festlands wird man ihrer oft wieder habhaft und transportirt sie zurück; häufig passirt es auch, dafs sich die entflohenen Vögel wieder nach ihrem Käfig, nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurücksehnen, auf einmal wiedererscheinen und ihren Herrn reumüthig um Verzeihung bitten. Natürlich werden sie bei ihrer Wiederkunft von ihren Mitgenossen ausgelacht und vielfach geneckt, und schämen sich ihres Vergehens so, dafs sie sich in der ersten Zeit bei ihren Bekannten gar nicht sehen lassen. Ein solches Beispiel hatte ich an einer jungen Sclavin, welche schon seit lange in unserem Hause Wasser getragen hatte und auf einmal verschwand; sie war, wie ich später hörte, nach Kiloa entlaufen; ungefähr nach 3 Monaten wurde sie wieder zurückgebracht, liefs sich aber bei uns noch lange nicht blicken. Als ich ihr zufällig einmal begegnete und sie um die Ursache ihres Ausbleibens fragte, antwortete sie mir demüthig, dafs sie sich zu sehr ge-

schämt habe. Für solche Fluchtversuche werden die Sclaven entweder privatim durch Prügel und Einsperrung bestraft, oder ihr Herr übergiebt sie der öffentlichen Gerechtigkeit. Einige Tage im Block oder an Händen und Füfsen geschlossen sitzen, ist dann ihr Loos und man sieht gewöhnlich viele solcher Sträflinge bei dem grofsen Flaggstock vor dem Palast des Sultans ihre Strafe abbüfsen. Unverbesserlichen Sündern, welche die Fluchtversuche wiederholen, pflegt man in der Gegend des Fufsgelenkes um die Beine zwei eiserne Ringe zu legen, die durch eine in der Mitte mit einem Gelenk versehene, wohl 12—15 Zoll lange eiserne Stange verbunden sind, so dafs das betreffende Individuum nur sehr langsam mit gespreizten Beinen gehen kann. Auch begegnet man mitunter ganzen Zügen Sclaven, 15—20 Mann stark, die an eine lange eiserne Kette in der Entfernung von ungefähr je 7—8 Fufs festgeschlossen sind. Es sind dies nicht etwa Sclaven eines und desselben Herrn, sondern sie werden von verschiedenen Seiten dem Gouvernement zur Bestrafung übergeben, und der ganze Gang wird zusammen irgend Jemanden, der Arbeiter verlangt, auf Tagelohn vermiethet. Die Kette geht durch ein um den Hals des Sträflings gelegtes eisernes Band, das mit einem kleinen Vorlegeschlofs geöffnet und geschlossen werden kann. Sollte man nun bei diesen Menschen Traurigkeit oder Niedergeschlagenheit erwarten, so würde man sich sehr irren; sie verrichten ihre Arbeit, tragen Steine, Sand, Kalk etc. ebenso lustig und heiter mit der Kette über der Schulter, als sie es ohne dieselbe thun würden. Traurigkeit, Schwermuth ist dem hiesigen Neger etwas Unbekanntes.

Wenn ein Sclave und eine Sclavin sich verheirathen wollen, so müssen sie, im Falle sie nicht demselben Besitzer angehören, die Erlaubnifs ihrer beiderseitigen Herren einholen; auch wenn ein freier Neger eine Sclavin zur Frau nehmen will, mufs dies geschehen; gewöhnlich zieht die Frau zu ihrem Manne, der jetzt verpflichtet ist, für ihren Unterhalt Sorge zu tragen, doch bleibt sie ihrem Eigenthümer dienstpflichtig, und mufs, wenn dieser es verlangt, für ihn arbeiten. Die in solchen Ehen erzeugten Kinder sind gleichfalls Sclaven, doch kommt es nur sehr selten so weit, da die Neger keine grofsen Freunde der Beständigkeit sind, und manchmal kaum 4 Wochen mit einer Frau leben. Die Sitte, dafs der Herr seinen Sclaven zur Hochzeit ein kleines Geschenk in Geld, vielleicht 1 Thlr. nebst 1—2 freien Tagen giebt, mag wohl in vielen Fällen der Hauptgrund für solche Heirathen sein, denn die Ehe ist für sie nichts Bindendes. Sind beide Theile einander überdrüssig, so gehen sie aus einander und jeder sucht sich eine andere Hälfte. Merkwürdigerweise scheinen die jungen Ehemänner die Kinder nicht gerade zu lieben, ja es kommt sogar gar nicht selten vor,

daſs sie ihre Frauen fortjagen, wenn diese sie mit einem Kinde beschenken; meistens überlassen sie dieselben dann ihrem Schicksale. Nur ein rührendes Beispiel ehelicher Treue sahen wir ganz in unserer Nähe, ein Paar Sclaven unseres Hausherrn, beide, vor allem die Frau abschreckend häſslich; sie hatten drei Kinder, was hier zu Lande ein wirkliches Wunder ist. Beide Ehegatten lebten noch ganz glücklich zusammen. Was übrigens das Glück und den lieben Frieden in solchen Verbindungen betrifft, so läſst sich davon nicht viel sagen, indem besonders die Frauen durch ihr hitziges Blut, ihre häufige Untreue Veranlassung zu argen Störungen geben. Zarte Behandlung fruchtet bei ihnen nichts; sie wollen ihres Unrechts mit schlagenden Gründen überführt sein; selbst wild und unbändig, halten sie einen Mann, der sie nicht mit Gewalt im Zaume zu halten weiſs, für einen Schwächling, dem sie auf der Nase herumspielen können und verachten ihn; weiſs der Gatte sich aber gleich Anfangs Respect zu verschaffen, so nehmen sie sich vor allzu groſsen Uebergriffen und Fehltritten wohl in Acht, und sind ihm in Demuth unterthan.

In Bezug auf Religion stehen die hiesigen Sclaven auf einer sehr niedrigen Stufe. In dieser Hinsicht kümmert sich Niemand um sie; und ein Jeder kann glauben, was er will. Die erst in späterem Alter herübergebrachten hängen natürlich noch dem in ihrem Vaterlande gebräuchlichen Götzendienste an; die hier gebornen, oder als Kinder schon hierher verkauften, bekennen sich zum Mohamedanismus; dies will jedoch nicht viel sagen, der Geist des Glaubens, dem sie angehören, bleibt ihnen immer fremd und nur die Beobachtung der äuſseren Ceremonien, in der sie oftmals wohl erfahren und sehr streng sind, macht sie zu dem, was sie zu sein vorgeben. Aberglauben der gröbsten Art, wohl schon von den ältesten Zeiten her, aus dem Lande ihrer Geburt, dem Innern Afrika's stammend, findet sich bei ihnen vor und bildet den Hauptbestandtheil ihrer Religion. Bei alle dem ist es der gröſste Stolz eines Sclaven, sagen zu können, daſs er ein Bekenner des Islam ist; mit gehobenem Gefühle deutet er dann auf seine Brust und sagt: „mimi Arabo“ ich bin ein Araber. — So hat jeder Mensch seinen Stolz, sein eigenes Ideal, und das des Negers, das Vollkommenste, was er sich denken und wünschen kann, ist ein Araber zu sein.

Unter der Sclavenbevölkerung Zanzibar's findet man die verschiedensten Stämme der Küstenstriche und des Innern Afrika's vertreten, und zwar kann ein Kenner aus der verschiedenen Tättowirung des Gesichts leicht unterscheiden, weſs Landes irgend ein Individuum ist; so sind die Betschuana's, die widerlichsten von allen, an ihrer durchbohrten Oberlippe, die Macúa's an dem auf der Mitte der Stirn sicht-

baren Halbmond, die Massaua's an dem auf Stirn und Schläfen eingeätzten Stern, die Gindo's, Uniamesi's, Nyassa's und andere mehr an verschiedenen Linien und Zeichen erkennbar, die sie sich an bestimmten Theilen des Gesichts eingeätzt haben. In ihren geistigen Fähigkeiten findet ein ebenso grofser Unterschied statt; unter allen stehen wohl die Betschuana's und Uniamesi's auf der niedrigsten Stufe; und es ist sogar der letztere Name unter den Negern selbst zu einem Schimpfworte geworden, und man gebraucht ihn, um einen recht stupiden Menschen zu bezeichnen. Zur persönlichen Bedienung in der Stadt und zu den häuslichen Arbeiten wählen die Herren in der Regel diejenigen ihrer Sclaven, welche am intelligentesten sind und am besten aussehen, und lassen die übrigen auf ihren Plantagen die Feldarbeit besorgen. Diese Stadtsclaven, die vielleicht theilweise hier geboren sind, also civilisirte, die, wie schon früher bemerkt wurde, oft ganz unabhängig leben, ihren eigenen Hausstand haben, sind von den Freigelassenen und den Szuaheli's der geringen Classe so wenig zu unterscheiden, dafs man aus mehreren ihres Schlages den Sclaven und den Freien nicht leicht heraus erkennen kann; ebenso wie im Aussehen sind sie auch in ihrer Sitte und ihren Gebräuchen einander ähnlich, so dafs sie füglich unter eine Kategorie gestellt und zusammen beschrieben werden können.

Ihre Kleidung besteht meistens in einem einfachen Lendentuche (*ungúo*), das von den Hüften bis nach den Knieen herunterfällt, und in einem anderen Tuche, welches auf die verschiedenste Weise über die Schulter geschlagen oder um den Kopf gewickelt wird und im letzteren Falle den Turban (*kilémba*) bildet. An Sonn- und sonstigen Festtagen tragen ein weifses Hemd mit rothem Besatz (*kansu*), eine Art Weste (*kissimbáo mdógo*), eine rothe oder weifse Mütze (*kofia*) wie sie schon früher bei dem Costüm der Szuaheli's beschrieben worden ist, viel zur Verschönerung des Negers bei. Wer es kann, schafft sich einen billigen Dolch, eine Lanze (*kúki*), wenigstens ein Messer (*kisso*) an, das mit seiner Scheide vorn in's Lendentuch gesteckt wird. In der Hand müssen diese Leute beim Ausgehen stets etwas haben, das gebräuchlichste ist ein einfacher Stab; aber auch Stöcke, die am oberen Ende anstatt des Griffes mit einer kleinen Axt versehen sind oder einen eirunden 3—4 Zoll im Durchmesser haltenden Knopf tragen, sieht man häufig. Diese letzte Waffe ist gewöhnlich nur 2 Fufs lang und von sehr hartem Holze gefertigt. Das Haar tragen die meisten nach mohammedanischer Sitte, glatt vom Kopfe abrasirt, und man bedient sich zum Rasiren eines ganz gewöhnlich geschliffenen Brodmessers, was gewifs keinem anderen Schädel als dem eines Negers behagen würde. Mit dem nackten Kopfe laufen diese Leute in der glühendsten Mittagssonne herum, und mit blofsen Füfsen über den er-

hitzten Sand und auf Wegen, die mit einer ungewalzten Chaussee Aehnlichkeit haben. Sandalen kennt man blofs als Sonntagsstaat. Schmucksachen sind bei Männern etwas Ungebräuchliches. Die Kleidung der Frauen ist beinahe ebenso einfach, sie besteht aus zwei dünnen baumwollenen Tüchern. Das eine davon wird unterhalb der Achsel um den Leib gelegt und mit den Zipfeln des oberen Randes, die in einander gewickelt werden, dort befestigt; es bedeckt den Busen vollständig und reicht, den ganzen Leib wie ein Sack einhüllend, bis auf die Knöchel; gewöhnlich sind diese Tücher (*ungúo*) von dunkler Farbe, blau oder bunt, und man benutzt dazu sehr häufig baumwollene Taschentücher, welche von den Franzosen hier in Menge importirt werden. Das zweite wird über die Schultern geworfen und ist in der Regel einfarbig, und an den Kanten mit gedrehten Franzen versehen; es dient theils zur Bedeckung, zum Schutze gegen das Wetter, theils, wie bei unseren Damen der Fächer, das Bouquet und der Sonnenschirm zum Coquettiren, worin es auch das hiesige dunkle Eva-Geschlecht zu einer gewissen Meisterschaft gebracht hat. Dies Tuch ist beim Gehen in fortwährender Bewegung; bald wird es abgenommen, so dafs der Busen gesehen werden kann, bald wieder umgeworfen, dann hier und da in andere Falten gezogen, bald bedeckt es nur die eine Schulter, bald die andere, oder die Enden werden wulstförmig auf die Brust gelegt, um den Effect zu erhöhen. Auf dem Kopfe tragen die Mädchen, meistentheils aber erst, wenn sie mannbar geworden sind, und die jungen Weiber ein dunkelblaues dünnes Stück baumwollenes Zeug (*ugeia*), welches bis zu den Füfsen reicht, nach unten zu schmäler wird und in zwei lange Spitzen ausläuft. Es wird mit dem oberen Saume auf die Mitte des Kopfes gelegt und dort theils durch die Frisur festgehalten, theils durch ein kleines Band oder silbernes Kettchen, welches wie ein Sturmriemen unter das Kinn fafst und dort gewöhnlich mit einer kleinen silbernen Troddel verziert ist. Wie ein Schleier fällt die Ugeia vom Rücken herunter; sie ist der Wunsch und Stolz eines jeden Mädchens. Auch dieses Tuch dient beim Gehen sehr viel zum Zeitvertreib, da es lose herunterhängend den Boden berührt und davor durch die Hände geschützt werden mufs, besonders wenn, wie es sehr häufig der Fall ist, eine silberne Quaste am unteren Ende befestigt ist; auch wird es über den Unterarm gelegt, über die Schultern geschlagen oder auf dem Kopfe turbanartig in die verschiedensten Formen zusammengewickelt. Oft dient es zur Unterlage unter den Wassertopf, oder irgend einen anderen auf dem Kopfe getragenen Gegenstand. Auf schönen Kopfputz wird im Allgemeinen sehr viel gehalten; so abschreckend selbst das hübscheste Negermädchen aussieht, wenn die krausen schwarzen Haare ausgekämmt sind und nach allen Richtun-

gen ungefähr einen Fuſs weit vom Kopfe wie die Schlangen um das Haupt der Medusa starren, so sehr gewinnt sie durch eine hübsche Frisur, und das wissen die Mädchen selbst sehr gut und wenden, wenn sie keine Freundin haben, die aus Gefälligkeit Zofendienste verrichtet, gern ein Peis daran, um sich wenigstens einmal in jeder Woche frisiren zu lassen. Frauenzimmern kleiner Statur, — und diese sind die zahlreichsten, — steht ein doppeltes Toupet am besten, während die gröſseren ihres Geschlechts die platten Scheitel besser kleiden. Die Mode regiert indeſs auch hier mit eisernem Scepter. Um die Toupets zu machen, werden die Haare in der Mitte gescheitelt, ungefähr über der Mitte eines jeden Auges kleine lederne Röllchen auf den Kopf gelegt, und über dieselben von allen Seiten die Haare glatt gekämmt, doch werden dazu nicht alle genommen, sondern die auf dem Hinterkopfe und unmittelbar über der Stirn bis zu den Ohren freigelassen. Oben auf dem Toupet werden nun die Haare in kleine zierliche dicht anliegende Bänder geflochten, dasselbe geschieht mit den zuerst übrig gebliebenen Haaren, und die Enden derselben bilden nun an den Schläfen und im Nacken auf jeder Seite ein kleines abstehendes Zöpfchen. Bei der anderen Frisur theilt man die Haare in eine Menge Scheitel, vielleicht 10—12 und bildet aus jeder Parthie besonders die kleinen anliegenden Zöpfchen; dadurch, daſs man die Abtheilungen uneingerollt in geraden Linien von vorn nach hinten quer über den Kopf oder in allerhand Krümmungen verlaufen läſst, kann die gröſste Mannichfaltigkeit in diese Frisur gebracht werden. Sie gut zu machen dauert wenigstens eine Stunde. Bei festlichen Gelegenheiten, *Rhamadán, Nirúsz* (Neujahr), bei Hochzeiten (*harúszi*) etc. werden noch weiſse Jasminblüthen in die Haare gesteckt, und dasselbe oberhalb der Stirn mit einem breiten Streifen gelben Sandelholzstaubs, mit Wasser vermischt, angemalt, was wie ein goldenes Stirnband aussieht, sowie stellenweise selbst das Gesicht mit diesem Staube eingepudert wird. Auch bei den Sclavinnen ist es Sitte alle anderen Haare am Körper, auſser den auf dem Kopf befindlichen zu entfernen. — Für Schmucksachen aller Art haben die Frauen eine sehr groſse Vorliebe. Dicke Schnüre, kleine und groſse Glasperlen (*mschánga*) werden um den Hals oder in einzelnen oder mehrfachen Schnürchen und Bändern um die Handgelenke und den Oberarm getragen, kupferne und eiserne Ringe, selbst ein kleines buntes Bändchen ersetzen sie häufig bei den Sclavinnen armer Herren und bei solchen, die keinen Mann oder Liebhaber besitzen, der sie mit etwas Besserem versorgt. Am schönsten gehen die Sclavinnen der *bibi* (Herrinnen) angekleidet, zu denen man auch stets, wie zu den Szuria's, die nettesten Mädchen wählt, nämlich die Buschir-Mädchen, wie man die aus Habessinien, von der nördlichsten Küste und aus den

dortigen Inseln herstammenden nennt. Die aus Madagascar (*Bukin*) und die von den Comoro's, die Angasidja's, sind unzweifelhaft die hübschesten unter allen, und sehen, wenn sie reine weifse oder bunte hellfarbige Tücher angethan haben, ganz stattlich aus, wie denn überhaupt hellfarbige Kleider den Schwanzen beiderlei Geschlechts am Besten stehen. Nicht wenig tragen zur Verschönerung die goldenen und silbernen Schmucksachen bei, welche die Sclavinnen von der Gebieterin, wenn diese vermögend ist, zum Tragen bekommen. Die bei den hiesigen Frauen beliebtesten Schmucksachen sind folgende: der kleine silberne Nasenring (*péte la púa*) wird in den unteren Theil der Nasenwand eingezwickt und hängt bis über den gröfsten Theil der Oberlippe herunter. Häufig wird er auch von jungen Mädchen getragen, und er ist für das Gesicht wegen des Contrastes der Farbe ein nicht übler Zierrath. Im linken Nasenflügel haben die Frauenzimmer beinahe stets ein kleines Loch, in welches sie in Ermangelung des dorthin gehörigen Schmuckes, eines kleinen silbernen oder goldenen Knopfs, (*kipini tscha púa* oder *hassáma* genannt), ein Stückchen Holz oder zusammengewickeltes Schilf stecken. Die Ohrgehänge haben sie von den verschiedensten Formen. Das einfachste ist ein silberner Ring im Ohrläppchen (*péte la schikio*); an diesem befindet sich noch häufig ein glockenförmiger Zierrath, an dem kleine silberne Zacken und Flittern, wie die krystallenen Säulchen an Kronleuchtern herabhängen; ein solcher Schmuck heifst dann *madjássi*; ein anderes *wipúli* genanntes Ohrgehänge besteht aus kleinen halbmondförmigen zierlich gearbeiteten Silberplättchen, die in der Mitte durchbohrt und auf einen dicken Silberring gereiht sind, so dafs sie hin- und herspielen können, und wenn die Person, die sie trägt, geht, einen klingenden Ton von sich geben. Um die anderen beiden Arten Schmucks an die Ohren anzubringen, müssen die Läppchen ebenfalls durchbohrt, das Loch jedoch ungefähr bis zur Gröfse eines preufsischen Thalers erweitert werden; das letztere erreicht man dadurch, dafs man nach und nach immer gröfsere Gegenstände in die ursprünglich kleine Oeffnung und zuletzt zusammengewickeltes Schilf hineinsteckt, welches wie eine Feder ausdehnend wirkt. In Ermangelung anderer Zierrathen wird auch stets solches Schilf im Ohr getragen, um die Verkleinerung der einmal vorhandenen Oeffnung zu verhüten; der dahin gehörige Schmuck ist eine cylinderförmige 3 Linien hohe silberne Kapsel, die auf einer der oberen Seiten eine breite hervorstehende Kante hat und damit den dünnen Rand des Ohrläppchens gänzlich bedeckt; auf dieser breiten Seite sind auch Verzierungen in erhabener Arbeit angebracht. Eine viel weniger kostspielige Abart dieses *hassáma* ist eine kleine Holzkapsel, die auf der nach Aufsen gekehrten Seite mit concentrischen Ringen in roth,

schwarz und Silberfarbe bedeckt ist und *mwidi* genannt wird. Wie die Banjanen haben auch die meisten Mädchen den oberen Rand der Ohrmuschel mit vielen kleinen Löchern durchbohrt und stecken kleine Silberstifte von der Dicke eines Schwefelholzes mit einem Knopf versehen (*kipini*) oder Ringe hinein, auch sieht man häufig nur Stückchen Holz darin. Um die Arme werden dicke silberne oder goldene Ringe gelegt; die Arm- und Fufsringe (*wikukú, mtáli*) sind hohl, da, wo sie den gröfsten Durchmesser haben, einen Zoll dick, und mit einem Gelenk und Schlofs versehen, um sie befestigen zu können. Oft sind sie mit getrieben erhabener Arbeit verziert, und sie werden je nach dem Reichthum der Herren in gröfserer oder geringerer Anzahl oberhalb der Knöchel, an den Handgelenken und dem Oberarm getragen. Die Sclavin aus dem Serail, welche uns immer die Geschenke überbrachte, war damit von der Handwurzel bis zu den Ellenbogen und vom Knöchel des Beins bis halb nach dem Knie hinauf bedeckt, daher konnte man sie weiter hören als sehen. Gewöhnliche Bracelets werden *benadjíri* genannt. Armbänder von grofsen rosenrothen und schwarzen Rosenkranzperlen (*ismái*) sieht man ebenfalls sehr häufig. — Sich zu parfümiren ist auch unter den Sclavinnen sehr Mode. Das schon früher erwähnte Sandelholz-Oel, der Weihrauch (*údi*) sind sehr beliebt, aber der Billigkeit wegen zieht man diesen braune Salbe (*tibu*), eine Composition der verschiedensten Ingredienzien vor, man reibt damit den Leib ein, und der angenehme Geruch davon verliert sich selbst nach einigen Tagen nicht, wenn man sich nicht abwäscht. Das am wenigsten Kostspielige sind jedenfalls wohlriechende Kräuter und die weifse Blüthe des Pandanus, letztere ist sogar ein probates Schutzmittel gegen die Muskitos. Die Mädchen wickeln sie in ein Blatt zur doppelten Dicke einer Federpose zusammen und tragen dies Riechbüchschen (*kikúba*) an einer Schnur am Halse unter das Busentuch herabhängend. Auch der Sandelholzstaub, mit dem sie sich das Haar und Gesicht zu bestreuen pflegen, hat schon an sich einen angenehmen Geruch. Der Gebrauch von Parfüms bei beiden Geschlechtern ist wohl einigermafsen gerechtfertigt, wenn man bedenkt, wie stark in diesem Klima bei den meisten farbigen Leuten die Ausdünstungen sind. Auch Frauen der höheren Stände bedienen sich solcher Parfüms und sie bedürfen ihrer vielleicht noch mehr als die Negermädchen, weil diese sich täglich in der frischen Luft bewegen, sich in der See baden oder sich doch häufig waschen, während jene im Hause eingeschlossen, sich den ganzen Tag in den Kleidern, die sie nur selten wechseln, herumbewegen, und überdiefs die Waschungen wohl nicht so oft vornehmen als es das heifse Klima erfordert. Wie die vornehmen Frauen, so färben sich auch die Frauenzimmer der geringeren Classe,

die Sclavinnen, sogar die Männer die Augenwimpern und Augenbrauen mit Rufsschwarz, geben den unteren Augenlidern einen ganz feinen Anstrich und machen sich häufig mit demselben Stoffe von der Nasenwurzel bis zur halben Stirnhöhe, sowie an verschiedenen anderen Stellen des Gesichts Striche; es sieht besonders bei gelben Mädchen, bei denen es den Teint hervorhebt, sehr hübsch aus. Noch ärger werden aber kleine Kinder bis zu dem Alter von 3—4 Jahren angemalt. Die kleinen Geschöpfe sehen manchmal wie die Teufelchen aus, und haben das ganze Gesicht die Kreuz und Quere mit rothen und schwarzen Linien durchzogen. Der hauptsächlichste Grund mag in dem Aberglauben liegen, das Kind dadurch, wie durch einen Talisman vor dem bösen Auge und vor Krankheiten zu beschützen. Die innere Fläche der Hände, Finger, Fufssohlen und Nägel werden nach morgenländischer Sitte häufig mit *henna* eingerieben und erhalten dadurch eine angenehme rosenrothe Farbe. Junge Mädchen haben aufserdem noch die sonderbare Mode, sich oberhalb des Busens und auf den Armen kleine Sterne oder andere Figuren einzuätzen, was man *mtonéscha* nennt. Die dazu bestimmten Stellen werden mittelst des scharfen Staubes der Nufs (*mbibid*), den man darauf streut (*tschóra mabibu*), zum Eitern gebracht, nachher mit einer dünnen Schicht weifslichen Thons bedeckt und erscheinen, sobald sie abgeheilt sind in etwas hellerer Farbe über die angrenzenden Körpertheile erhaben.

Die Nahrung der Sclaven der Szuahelis der geringeren Classe ist aufserordentlich einfach; Manioc-Wurzel (*mhógo*), Reis (*mdjéle*), getrockneter Fisch (*pappa*) und Früchte sind ihr täglicher Unterhalt. Das Manioc wird auf Zanzibar selbst in Menge gebaut und ist so billig, dafs für 1—2 Peis ein Mensch den ganzen Tag genug hat. Es ist eine länglich runde Knolle, den Nierenkartoffeln ähnlich, und hat ein ganz weifses und mehliges Fleisch; als ausschliefsliche Nahrung ist es nicht gesund; man röstet die Knollen entweder auf Kohlen oder in heifser Asche, oder kocht sie mit Mehl zusammen zu einem dünnen Brei, *ugari* genannt; häufig werden sie auch ganz roh gegessen. Sowie es das Zeichen sehr grofser Armuth ist, nur von *mhógo* zu leben, so schätzt man den schon glücklich, der alle Tage Reis zu essen hat. Welche Bedeutung man ihm beilegt, zeigt schon der Umstand, dafs man je nach dem Uebergangsstadium, in dem er sich befindet, ihm verschiedene Namen beigelegt hat. Der rohe unausgehülste Reis ist der billigste, ihn nennt man *púnga*; sobald er seine braune Schale verloren, heifst er *mdjéle*, und die kleinen Stücke, welche bei der Procedur des Stampfens (*co punda*) abfallen, heifsen *tschónga*. Im letzten Stadium, wenn er fertig gekocht vor dem Hungrigen steht, hat er den schönen weichklingenden Namen *wáli*; beinahe so weich wie der Reis

selbst; *wáli natschúsi*, Reis mit Currysauce, das Milde mit dem Starken, — das ist das *non plus ultra* der Glückseligkeit in den Augen des Negers. Aber nicht allein für den Eingeborenen, sondern auch für den Europäer ist dies ein vortreffliches Essen, dessen man wie des lieben Brodes, auch wenn man es täglich geniefst, nie überdrüssig wird. Weniger angenehm, wenigstens für den Abendländer, ist das Hauptnahrungsmittel der armen Leute, der *páppa*. Im Nord-Monsoon kommen die Szuri's mit ganzen Fahrzeugen voll dieser übelriechenden widerlichen Fische von Norden herunter. Es sind Haifische, Delphine, Schweinfische, kurz, alles was nur gefangen werden kann. Eingesalzen und getrocknet liegen sie hier in der Nähe des Customhauses Monate lang in der glühenden Sonne und sind oft dort schon halb verfault; dennoch bilden sie einen Leckerbissen der Leute, und in ihrem Genusse ist wohl der Hauptgrund der vielen Geschwüre und Hautkrankheiten zu suchen, die man hier zu sehen bekommt. Da frische Seefische und Fleisch zu theuer sind, machen *páppa* die gewöhnlichste Fleischnahrung der armen Classe aus; man verzehrt sie hier in Unmasse; auch auf Seereisen; da sie sich lange halten, werden sie für die Mannschaft der Fahrzeuge in Menge mitgenommen. Fleisch steht auf der gastronomischen Stufenleiter um eben so viel höher über dem Reis, wie der Reis über dem *mhogo*. Aufserdem giebt es noch andere Nahrungsmittel, eine kleine linsenartige grüne Hülsenfrucht (*kúnde*), eine rundliche, grüne oder rothe Bohne (*djiróko*); ferner werden verschiedene Arten Korn, eine kleine weifse runde Sorte *mtáma*, die sehr nahrhaft ist, und eine graugrüne unserem Korn in Gestalt ähnliche (*mawéli*) zum Backen eines ungesäuerten Brotes und zum Bereiten verschiedener Speisen benutzt. Mangos, Ananas, Orangen, Bananen, Bataten, die Früchte des Durionbaumes bilden natürlich einen Haupttheil ihres Unterhalts; vorzüglich macht die letzte, wegen ihres unangenehmen Geruches Stinkfrucht (*jackfruit*), von den Eingeborenen *fináessi* genannt, oft eine Mahlzeit allein aus. Speck rühren die Neger nach dem Beispiel der Araber niemals an, mit einem kleinen Stückchen desselben kann man sie in den schnellsten Trab versetzen. Werden sie an Bord von Schiffen, wie es manchmal geschieht, von den Arbeitern mit Speck geworfen und bekommen das Fett auf den blofsen Leib, so springen sie gewöhnlich gleich in's Wasser und lassen sich nachher die berührte Stelle mit verschiedenen Messerschnitten durchkreuzen, erst dann halten sie sich wieder für rein. Das gewöhnliche Getränk der Neger ist Wasser, doch sind sie auch geistigen Getränken nicht abgeneigt; so bereitet man aus dem weifsen Korn (*mtáma*), eine Art Branntwein, *pombe* genannt, der sehr häufig genossen wird. Das Lieblingsgetränk der Szuahelis der niederen Classe ist der *timbo*,

Palmwein, der frisch genossen sehr angenehm und kühlend ist, sobald er aber 24 Stunden gestanden hat und in Gährung übergegangen ist, sehr stark berauscht und dem, der ihn nicht gewohnt ist, Kopfschmerzen verursacht; man bereitet ihn auf folgende Art. An dem zwischen den Blättern der Palme herauskommenden Blüthenstengel wird die Knospe noch ehe sie aufgeblüht ist, so glatt als möglich abgeschnitten und unter dem Schnitt eine Cocosnufs aufgehängt. Dies geschieht des Abends; am Morgen holt man den herausgelaufenen Saft, macht einen frischen Schnitt an den Stengel und kann auf diese Weise 2—3 Wochen lang fortfahren abzuzapfen. Gewöhnlich schneidet man einen Baum nur an zwei Stellen an. Auf allen Inseln der Umgegend und bei den Stämmen der Küste ist dieser Palmwein ein geschätztes Getränk. Die Wanika's setzen ihn jedem Fremden vor und veranstalten Männerversammlungen allein zu dem Zweck, sich dem Genusse dieses Palmweins hinzugeben.

Die Sclaven wohnen gewöhnlich bei ihren Herren in kleinen Schuppen oder Verandas, die hinter dem Hause angebaut sind und zugleich die Küche enthalten; es ist wirklich unglaublich, wie dicht zusammengedrängt die Menschen hier manchmal in solchen Plätzen leben. Schmutz und Unreinlichkeit sind unter solchen Umständen nicht zu vermeiden, und man kann sich nicht darüber wundern, dafs epidemische Krankheiten, sobald sie auftreten, unter dieser Menschenclasse so zahlreiche Opfer hinraffen. Wie schon früher bemerkt, haben indefs auch viele Sclaven ihre eigenen von der Wohnung der Herren getrennten Hütten. Das Innere derselben ist gewöhnlich durch Wände, die von breitem geflochtenen Makuti sind, auch durch blofse Strohmatten, die wie Gardinen herunterhängen, in mehrere Gemächer getheilt, die als Schlafkabinette für die verschiedenen Einwohner dienen. Das Mobiliar besteht aus einigen Kitanda's, die, mit einer Strohmatte oder einem Tuche bedeckt, den Leuten als Stuhl, Sopha, Tisch und Bettstelle dienen. Die Kitanda ist ein einfacher viereckiger Holzrahmen, der auf vier Füfsen steht und mit einem Flechtwerk von Cocosnufsgarn (*úsi*) überzogen ist. Ein kleines Kopfkissen (*mto*) mit Baumwolle und Cocosnufsfasern ausgestopft und wenn es hoch kommt eine dünne baumwollene gesteppte Decke bilden die übrigen Theile des Bettes; in der Regel hüllt sich der Neger des Nachts nur in das Tuch, das er bei Tage über die Schulter geworfen trägt. Aufser dieser Kitanda bemerkt man vielleicht eine kleine dunkle Kiste (*boëta*), welche zum Aufbewahren der Kleidungsstücke und sonstiger Kostbarkeiten dient, und in der Ecke einige Töpfe, Schüsseln, Wassertöpfe und verschiedenes Kochgeschirr; denn die Hütte ist auch zugleich Küche; obwohl der Rauch des Feuers den Aufenthalt in diesen von Luft und Licht ohnedies schon abge-

schlossenen Löchern nur noch unangenehmer macht. Als Kochheerd dienen 6 Steine, auf welche der Topf über dem Feuer gesetzt wird; man nennt diese Steine *make*, und hat diesen Namen auch auf den ganzen Kochraum, die Küche übertragen, wenn sie abgesondert vom Hause ist. Für die Küche zu sorgen ist die Arbeit der Haussclavinnen, sie müssen das Essen kochen, die Hausfrau bekümmert sich bei den vornehmen Leuten nicht darum, und deshalb wird auf Sclavinnen, die das Kochen verstehen, grofser Werth gelegt und man bezahlt sie oft sehr theuer. Das Holz zum Brennen hauen die männlichen Sclaven, denen es in grofsen Wirthschaften auch obliegt, das ganze Haus rein zu halten, die Lampe in Ordnung zu bringen, Portier zu spielen, Lohngänge aufser dem Hause zu machen etc. Man kann sich leicht denken, dafs da, wo mehrere Sclaven vorhanden sind, auf jeden nur ein sehr geringer Theil Arbeit fällt, und dafs sie beinahe den gröfsten Theil des Tages auf der Faulbank liegen können; denn alles, was zur Küche gehört, fällt den Sclavinnen zur Last. Die hauptsächlichsten dieser Arbeiten sind das Aushülsen des Reises und das Bereiten des Mehles. Zum Aushülsen des Reises (*pùnda*) oder anderer Früchte bedient man sich eines wohl 2 Fufs hohen Mörsers aus hartem schweren grünen Holz, dessen Höhlung bis etwas über die Mitte reicht, während der untere Theil compact ist. Die Frucht wird hineingeschüttet und 2 bis 3 Mädchen, von denen jede einen 3 Fufs langen 2 Zoll dicken runden Schlägel (*pipándo*) mit beiden Händen gefafst hat, stampfen mit diesen den Reis tactförmig nach einem Gesange; eine Zeit lang darauf nimmt man die Frucht heraus, schüttet sie auf einen von Schilf geflochtenen Teller (*ùngo*) und sondert durch in die Höhe Werfen die Spreu von den Körnern; sind diese dann noch nicht rein genug, so wird dasselbe Verfahren nochmals wiederholt, bis sie tauglich befunden werden. In diesen Mörsern stampft man auch Kaffee, der hier nicht wie in Europa gemahlen wird, und in Ermangelung einer Mühle den Reis. Das Bereiten des Mehles ist gleichfalls eine mühsame Arbeit, die den Frauen zur Last fällt. Als Mühle gebraucht man zwei glatte kreisförmige Sandsteine (*djiwe la co szagia*, Steine zum Mahlen), der unterste festliegende hat einen etwas erhabenen Rand und in der Mitte ist ein senkrecht stehendes rundes Stück Holz befestigt; der obere etwas kleinere Stein hat in der Mitte ein rundes Loch, wird damit auf den Pflock gesetzt und kann mittelst eines in seiner Peripherie angebrachten aufrechtstehenden Handgriffs leicht um diesen Stock als Achse gedreht werden. Dies sind nebst einem kleinen sägeförmigen ausgezackten runden Eisen zum Raspeln der Cocosnüsse die hauptsächlichsten in der Küche benutzten Werkzeuge. Das Wasserholen wird ebenfalls von den Mädchen und Frauen besorgt, und ist ein beschwerliches

zeitraubendes Geschäft, da man gutes Trinkwasser erst etwa $\frac{1}{4}$ Meile von der Stadt findet. Es ist dies eine Arbeit, die bei jedem Wetter verrichtet werden mufs, es mag heifs oder kalt sein, die Sonne mag scheinen oder der Regen in Strömen heruntergiefsen, und doch ist das so weit hergeholte Wasser nicht einmal gut, sondern besonders nach anhaltendem Regenwetter von einer weifslichen milchigen Farbe. Alle Lasten, die ein Mann nur schleppen kann, werden hier auf dem Kopfe und nur selten auf den Schultern getragen. Der Mensch ist hier, wo man keine Wagen kennt, das billigste Lastthier, und nur selten bedient man sich der Esel zum Schleppen von Sand und Steinen. Schon von Jugend auf werden die Kinder daran gewöhnt die verschiedensten Gegenstände auf dem Kopfe zu balanciren, denn nur dadurch erlangen sie die wirklich bewundernswürdige Sicherheit darin; und gerade dieses Zeichen der Sclaverei dient dazu ihrem Körper eine gerade stolze Haltung zu geben, ihren Gang stattlich und graziös zu machen. Zu allen Tageszeiten, vor allem aber in den späten Nachmittagsstunden sieht man auf der in SO. der Stadt liegenden Ebene Nasimoje Schaaren von Frauenzimmern nach dem weit entfernten Brunnen gehen, in der Hand eine Cocosnufsschaale, die auf einen langen Stiel befestigt ist, um das Wasser aus dem 3—4 Fufs tiefen Loche schöpfen zu können; nur ein kleiner Kranz von Gras oder ein zusammengefaltetes Stück Zeug, manchmal die *ugeia* dient dem auf dem Kopfe stehenden vollen Topf zur Unterlage. Mit diesem sieht man die Frauenzimmer sich zur Erde bücken, etwas aufheben, tanzende Bewegungen machen, ohne je das Gleichgewicht zu verlieren. Meistens treiben sie bei diesem Wasserholen noch eine kleine Nebenarbeit, indem sie entweder Strohgeflechte machen, oder an Tüchern, die sie vorn über den Busen gelegt haben, Franzen drehen, Beschäftigungen, durch die beide Hände in Anspruch genommrn werden. Die Brunnen der Stadt, in der Regel 20—30 Fufs tief und ausgemauert, enthalten nur ein trübes unschmackhaftes ungesundes Wasser, das nicht einmal zum Waschen der Wäsche gut ist, und nur aus einzelnen dieser Brunnen wird hin und wieder von Leuten getrunken. Bei jeder Moschee findet man sie, aber auch aufser diesen giebt es eine grofse Anzahl, die zum Theil mit einem gemauerten Umbau 2—3 Fufs über dem Boden und einer steinernen Stufe ringsherum versehen sind. Die zum Heraufholen des Wassers gebräuchlichen Gefäfse sind die äufsere Schaale der Frucht des Affenbrotbaumes (*búju*), die ungefähr die Gestalt einer länglichen Melone oder eines Cylinders hat, auf dessen glatte Seiten abgerundete Kegel gesetzt sind. In das eine Ende dieser Früchte sind zwei Löcher geschnitten, durch welche sie sich mit Wasser fällen können. Diese Brunnen sind in den Abendstunden eine Art Börse, ein Sam-

melplatz für alle Schönen und Unschönen der anliegenden Stadttheile, hier werden die Tagesneuigkeiten und Familien-Angelegenheiten discutirt, in langen Geschichten, mit grofser Zungenfertigkeit und noch lebendigerer Gesticulation. Ist es dem Ausländer schon ohnehin schwer, einen etwas schnellsprechenden Szuaheli zu verstehen, so ist es hier rein unmöglich dem sich überstürzenden Wortschwall auch nur mit den Ohren zu folgen, geschweige denn seinen Sinn zu begreifen. Hier ist das Rendezvous der Verliebten; hier werden die Familiengeheimnisse ausgeplaudert; hier klagt die eine der anderen ihre Leiden und macht die Gefährtin zur Theilhaberin an ihrem Glücke. Bis zum Dunkelwerden ist es hier voll von Frauen des verschiedensten Alters, von den siebenjährigen Mädchen bis zu bejahrten runzligen Matronen, die die Zahl ihrer Jahre nicht mehr anzugeben wissen. Des Lachens, des Frohsinns und des Scherzens ist hier kein Ende, so lange die kurze Dämmerung noch währt. Ebenso sind die Brunnen am Morgen die ersten Orte, an denen das Leben in der Stadt für den jungen Tag erwacht. Unser Haus lag neben einer kleinen Privat-Moschee, die, wie gewöhnlich mit dem nöthigen Wasserreservoir verschönert war. Gewöhnlich wurde ich, wenn die Dämmerung eben erst begonnen, durch den Ausrufer der Moschee, der mit seinen schweren Holzschuhen klappernd die Strafse herabkam, aus dem Schlummer geweckt. Bald verrieth das Plätschern des Wassers, dafs der frühe Gast seine erste Waschung begonnen. Die Schlüssel klirrten, die Thür der Moschee drehte sich knarrend in ihren Angeln und gleich darauf mit noch etwas heiserer schläfriger Stimme, aber doch laut genug um weithin gehört zu werden, erscholl das Gebet, welches die Verehrer des Propheten zur Kirche ruft. Nach kurzer Zeit wurde es dann auch in der Strafse lebendig. Von allen Seiten steuerten die frommen Muselmänner herbei. Fufstritte und Begrüfsungsworte der Ankommenden, das Klappern des fortwährend auf- und niedergehenden Eimers und zuletzt der halblaute Chorgesang der in der Moschee Versammelten beim Recitiren des Korans tönten weithin durch die tiefe Stille des jungen Tages. Es war ein eigenthümliches und angenehmes Gefühl alles dieses von der gemüthlichen Stube aus anzuhören und die frische erquickende Morgenluft einzuathmen, die zu dem geöffneten Fenster hereinströmte.

Viele Sclavinnen verdienen sich ihren Lebensunterhalt damit, dafs sie an den Ecken der Strafsen oder in den Berasas kleine Kramläden anlegen, d. h. mit verschiedenen Artikeln und Früchten handeln, die sie entweder in ihrem kleinen Garten neben der Hütte selbst gezogen oder des Morgens von den Landleuten billig eingekauft haben. In der ganzen Stadt zerstreut sieht man sie neben ihrer kleinen Matte sitzen und mit unerschütterlicher Geduld auf Käufer für ihre Häufchen ge-

spaltenen Holzes, Manioc, Mangos, Cocosnüsse warten. Kleine Mädchen ziehen in der Stadt herein, bieten in allen Häusern Räucherwerk (*üdi*), Parfüms (*tibu*), eingemachte Gemüse (*atschári*) und Backwerk von Sesam und Syrup (*ládu* genannt) an, und erbetteln sich noch manchen Peis nebenbei, denn betteln gilt hier für keine Schande. Es wird als eine Pflicht betrachtet, dafs der Begüterte dem Armen von seinem Ueberflufs abgiebt, als eine Handlung, für die man dem Geber gar keinen Dank schuldig ist. In der Sprache der Szuahelis existirt nicht einmal ein Wort für Dank, denn das manchmal angewendete *asient* ist dem Arabischen entlehnt. Auf der Strafse herumziehende Bettler (*mfukára*, *meskín*) giebt es hier im Ganzen nur wenige; es sind dies meistens Blinde, die einen mächtigen Stab in der Hand die Strafsen der Stadt durchwandeln; sie sprechen Niemand an, sondern bleiben nur, wenn sie hören, dafs Jemand sich ihnen nähert, oder wenn sie vor bestimmten Häusern sind, in denen man ihnen gewöhnlich eine Gabe verabreicht, stehen, und rufen *meskín*, *jälla*, *jallá*. Besonders erinnere ich mich eines von ihnen, eines athletischen Mannes mit blindem von Blattern zerfetzten Gesicht, die ihm auch wahrscheinlich sein Augenlicht geraubt hatten; er kam regelmäfsig wie eine Uhr jeden Morgen, so dafs wir bei seinem Erscheinen schon wufsten, was es an der Zeit sei, und rief seinen Spruch so laut aus, dafs man ihn mehrere Strafsen weit hören konnte. Bekam er etwas, so blieb er stehen und murmelte mit einer Rapidität ohne Gleichen ein ellenlanges arabisches Gebet, vielleicht eine Sure aus dem Koran, nur die letzten Worte, in denen er Allah anrief, sprach er mit immer zunehmender Langsamkeit, stiefs dabei zu wiederholten Malen mit dem schweren Stock auf den Boden und zog weiter. Da Mildthätigkeit eine religiöse Pflicht des Arabers ist, so sieht man besonders an Freitagen vor den Häusern der Reichen hunderte von Armen versammelt und hat hier ein fürchterliches Schauspiel menschlichen Elends. Alle Krankheiten, die die Insel nur beherbergt, sieht man unter diesen elenden Menschen vertreten, Aussatz, Blindheit, Lahmheit, offene Wunden, am Schrecklichsten aber die Lustseuche; es ist ein Anblick, von dem man sich mit Entsetzen abwendet. Ihre Kinder tragen die Frauen in einem Tuche, das sie um den Leib gebunden haben, auf dem Rücken; das kleine Geschöpf sitzt in diesem Tuch, die Beinchen an den Hüften der Mutter hervorstreckend und mit den Armen den Hals derselben umschlingend, nur das schwarz und roth bemalte kleine Gesicht sieht über die Schulter seiner Trägerin aus den Falten der Umhüllung hervor. Mit dieser Last schleppen die Franen andere Gegenstände auf dem Kopfe, verrichten alle Arbeiten, bebauen das Feld, holen Wasser, gehen auf den Markt, kurz besorgen alle Arbeiten, die ihnen zukom-

men. Sobald sich an einem Mädchen die Zeichen der Mannbarkeit einstellen, was hier im 12. und 13. Jahre der Fall ist, wird sie an dem Tage, an dem dies zuerst geschieht, von einer alten Frau gewaschen, mit einer für diese Gelegenheit gebräuchlichen Malerei im Gesicht versehen, schön frisirt und mit neuen Tüchern und Silberschmuck so viel nur aufzutreiben ist, behangen, und geht so geputzt von ein oder zwei ihrer Genossinnen begleitet, die ebenfalls in ihrem Sonntagsstaat sind, bei ihren Freunden und Bekannten in der Stadt herum; sie wird von diesen zur Feier des Tages beglückwünscht, und mufs dabei manche nicht gerade löbliche Neckerei stillschweigend anhören, da es ihr an diesem Tage verboten ist, zu sprechen; der Zweck dieser Sitte ist das Einsammeln eines kleinen Geschenkes, welches an diesem Tage dem Mädchen zu geben gebräuchlich ist. Ihre Gefährtinnen sind zu diesem Behuf wie bei uns die Musikanten in Ermangelung des Notenblattes mit zwei Tellern oder Tassen versehen, von denen die untere alle Geldgeschenke entgegen nimmt, die der Gefeierten von milder Hand überreicht werden, auch kleine Schmucksachen, Tücher etc. werden mit Vergnügen entgegengenommen. Ein grofser Theil des Ertrags dieser Sammlung fliefst der alten Frau zu, die von jetzt an eine Art Beschützerin, Pathe des Mädchens ist und *kúngui* genannt wird, und die auch später bei der Verheirathung ein Wort mitzureden hat. Bei der Hochzeit spielt sie die Hauptrolle und bei etwaigen Streitigkeiten ist sie die erste Vermittlerin zwischen Mann und Frau. Ist das Mädchen eine Sclavin, so kann sie sich von jetzt an nach ihrem Belieben öffentlich einen Liebhaber anschaffen, eine Erlaubnifs, von der sie sobald als möglich Gebrauch zu machen pflegt; ist sie aber das Kind freier Eltern, so tritt von jetzt an eine grofse Beschränkung ihrer zeitherigen Ungebundenheit ein; sie wird mehr im Hause gehalten und darf wie die erwachsenen Frauen nur noch in Begleitung anderer Frauenzimmer ausgehen. Sonderbar ist es, dafs die Personen ihre Namen hier oft wechseln. Besonders häufig geschieht dies von Mädchen, wenn sie sich unter einem Namen durch leichtfertigen Lebenswandel und durch eine böse Strafe berüchtigt gemacht haben; sie glauben mit dem neuen Namen gewissermafsen ein neues Kleid anzuziehen, ihre alte Sünden in den Schofs der Vergessenheit zu begraben. Aufserdem erfolgt bei den Mädchen mit dem Eintritt der Mannbarkeit gewöhnlich ein Namenswechsel.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Zeitschrift für allgemeine Erdkunde

Jahr/Year: 1860

Band/Volume: NS_9

Autor(en)/Author(s): Quaas E.

Artikel/Article: XV. Die Szuri's, die Kuli's und die Sclaven in Zanzibar. 421-460